

Sonderdruck

aus

# „Der große Krieg“

---

1914—1918

\*

Vierter Band:

## „Der Krieg um die Kolonien“

von

Oberst Dr. Ernst Nigmann

\*

1922

---

Bereinigung wissenschaftlicher Verleger  
Walter de Gruyter & Co. in Berlin

~~Deutsche Kolonial-Bibliothek~~

# Der Krieg um die Kolonien.

Von Oberst Dr. Ernst Nigmann.

## 1. Einführung.

Wie man sich vor Ausbruch des Weltkrieges allgemein über dessen Art und Dauer falsche Vorstellungen gemacht hatte, so hat die Wirklichkeit auch die Ansichten, die man früher über die Beteiligung der Kolonien am Weltkrieg gehabt hatte, völlig zerschanden gemacht. Man glaubte ja, ein europäischer Krieg könne unmöglich länger wie einige Monate dauern, und hieraus mußte sich folgerichtig die in kolonialen wie in anderen Kreisen fast zum Glaubenssatz gewordene Ansicht ergeben: das Schicksal der deutschen Kolonien wird allein auf den Schlachtfeldern Europas entschieden, ein kolonialer Kampf Weißer gegen Weiße, oder gar Farbiger im Dienste Weißer gegen Weiße, sei unter allen Umständen ausgeschlossen. Diese in Deutschland eigentlich allgemeine Anschauung war denn auch bei Bemessung seiner kolonialen Kampfmittel für Regierung wie gesetzgebende Körperschaft maßgebend gewesen. Die Kampfkräfte der großen afrikanischen Kolonien waren daher nur das, was man zur Abwehr innerkolonialer Aufstände benötigte; man rechnete ja auch bestimmt mit Innehaltung der fast von allen europäischen Staaten unterzeichneten Kongo-Akte, nach der im Falle europäischer kriegerischer Verwicklungen Mittelafraka neutralisiert bleiben sollte. So war auch eine Befestigung, sei es der Grenze, sei es von Küstenplätzen, in den deutschen afrikanischen Kolonien nirgends erfolgt. Allein der jüngste Besitz, Kiautschou, unter Marineverwaltung stehend, und das etwas verhätſchelte Lieblingskind unter den Kolonien, für das die Mittel reichlicher zu fließen pflegten, war, wenigstens nach der Seeseite hin, befestigt.

Im Brennpunkt des britischen Interesses stand die herrliche Kolonie Deutsch-Ostafrika. Diese, in kräftigem, stetigem Aufblühen begriffen und, wie ihr Heldenkampf bewiesen, nach nur wenigen, seit ihrer Erwerbung vergangenen Jahrzehnten bereits urdeutsch, schob sich als gewaltiger Keil in die britischerseits erstrebte Verbindung: Kap—Kairo, d. h. Südafrika mit dem Norden; sie allein hinderte England daran, aus dem Indischen Ozean eine britische See zu machen. So hat England ganz gewaltige; ja unverhältnismäßige Kräfte und Mittel angewendet, um diese so tapfer verteidigte Kolonie zu gewinnen. — Anders lagen die Verhältnisse in Südwest. So befremdend es klingt; Südwest, obwohl Weißenkolonie, war schon vor dem Kriege nicht so urdeutsch wie Ost. Mit der südafrikanischen Union, zu der es ja geographisch engste Beziehung hatte, war es durch tausend Fäden wirtschaftlicher und kommerzieller Art verbunden; ein

erheblicher Teil, mehr wie ein Viertel der weißen Bevölkerung, gehörte dem feindlichen Auslande an; kurz, Kenner der Verhältnisse gaben schon in Friedenszeiten der Befürchtung Ausdruck, daß diese Kolonie nicht für lange Deutschland erhalten bleiben werde. — An Kamerun nahm Frankreich, das noch gelegentlich



Stizze 10. Afrika.

der Marokko-Angelegenheit mit Kompensationen zur Vergrößerung dieser Kolonie beigetragen hatte, besonderes Interesse. — Togo war eine leichte, zwischen den beiden Nachbarn, England und Frankreich, aufzuteilende Beute. — Für die deutschen Südseeinseln interessierten sich Japan und Australien gleichermaßen, wenn auch letzteres mit gemischtem Gefühl zusehen mußte, wie der Asiate auf den Weiterprossen dieser Inseln an den australischen Kontinent immer näher herankletterte. — Kiautschou, die wohl eingerichtete Kolonie mit eisfreiem Hafen, bot Japan für seine Durchdringung Chinas eine so ausgezeichnete Basis auf dem

Festlande, daß dessen Schicksal mit dem Eintritt Japans in die Schar der Gegner besiegelt war; ohne Japan hätte es einem britischen Gegner allein sicher noch längeren und erfolgreichen Widerstand leisten können.

Welche Hoffnungen, welche Entwürfe knüpfte das deutsche Volk auch in kolonialer Hinsicht an den so glänzend verlaufenden Feldzugsbeginn! Bestimmt rechnete man mit Gewinn des belgischen Kongostaates und mit einem kompakten deutschen Mittelafrika. Welch ein erhebender Gedanke, welch reiches Arbeitsfeld für deutsche kolonialisatorische Tüchtigkeit!

Das Mutterland konnte den Kolonien während des Krieges nur wenig geben. Die Marine vermochte die Kolonien nicht zu schützen. Das ostasiatische Geschwader wurde zur Verwendung auf hoher See fortgezogen; die vereinzelt Stations- oder Vermessungsfahrzeuge auf afrikanischer Station haben, nachdem ihre Schiffe ehrenvoll zugrunde gegangen waren, mit ihren Besatzungen in den Reihen der Schutztruppe an deren Kämpfen wacker teilgenommen; mehr war nicht möglich. Später kamen nach Ostafrika noch zwei Hilfschiffe durch; eine dorthin angefetzte großzügige Hilfsaktion mit Luftschiff kam leider nur bis Ägypten und drehte dort um. Die deutsch-türkische Unternehmung zu Lande gegen den Suez-Kanal war großzügig gedacht, ihr Erfolg hätte auch sicher die jungägyptische Bewegung entfacht, die dann nach Deutsch-Ostafrika ihre Hand entgegenstreckt hätte; sie erwies sich aber als undurchführbar und verlief, trotz der großen hierfür aufgewendeten Mittel, im Sande. Die einzige Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlande war ein dürftiger Funkspruch.

So fielen denn die wehrlosen Kolonien, die Inseln der Südsee und Togo, fast ohne Kampf dem Gegner zu; das sich tapfer wehrende Kiautschou vermochte sich drei Monate lang zu halten; Südwestafrika hat fast ein Jahr lang Widerstand geleistet. Die Kameruner Truppe hat rühmlich 11½ Jahre lang gekämpft und ist dann in musterhafter Ordnung auf neutrales Gebiet übergetreten. Und in Ostafrika wehte noch nach 4½ Jahren die deutsche Fahne an der Spitze einer unbefiegten Schar weißer und farbiger deutscher Helden, die nicht bloß jeden Fußbreit der Kolonie verteidigt, sondern auch den Gegner in seinen eigenen Kolonien gründlich heimgesucht hatte, und die ihre ruhmbedeckten Waffen erst senkte, als der Waffenstillstand in der Heimat ihrem Heldenkampfe ein Ziel setzte.

## 2. Kiautschou.

Aus einem chinesischen Fischerdorf hatte sich Tsingtau in wenig mehr denn einem Duzend Jahren zu einer blühenden Handelszentrale entwickelt. Ein glänzender Hafen war durch die Schantungbahn mit den Kohlenschätzen im Hinterlande verbunden worden, eine weitere Bahn war im Entstehen; neben den reichen Kohlenlagern waren vielversprechende Erzlager gefunden, die Errichtung eines großen Eisenwerkes war in hoffnungsreicher Unternehmung; dem chinesischen

weitert wurde. Ihn erreichte erst Ende Oktober die Nachricht vom Kriegsausbruch in eigenartiger Weise: Eine britische Abteilung war auf zwei zum Nachbringen eines schwerkranken Trägers bei diesem zurückgelassene eingeborene Soldaten gestoßen, hatte diese mitgenommen und dem sterbenden Träger einen Zettel in die Hand gegeben, der die Nachricht von der Kriegserklärung Großbritanniens und die Aufforderung an Dehner enthielt, sich sofort zu ergeben. — Hauptmann Dehner tat dies nicht. Er verstand es vielmehr, sich bis zum Friedensschluß, also vier Jahre hindurch, mit seinen wenigen eingeborenen Begleitern durch Kreuz- und Querspüße im Innern zu halten und dem Feind zu entziehen. Mit großer Treue hielten die Papua der Finchhafen-Halbinsel zu ihm und zum Deutschtum. Rührend, so schildert Dehner, sei die Freude der Papua gewesen, als sie nach Erhalt der Friedensnachricht zu Hunderten zur Küste strömten, um dort die baldige Wiederkehr der deutschen Regierung zu feiern! — Für die Australier und ihre Verwaltung hatten nämlich nicht bloß die Eingeborenen, sondern auch die weißen Pflanzler bald eine gründliche Verachtung gefaßt, die sich in einem, selbst von den Pflanzern britischer Nationalität, im Juni 1919 eingereichten Bittgesuch, beileibe nicht unter australische Verwaltung gestellt zu werden, drastisch äußerte.

Zur Verteidigung des Inselgebiets waren keine Kräfte vorhanden. Das gesamte Inselgebiet der Karolinen, Marianen und Marschallinseln wurde kampflos von den Japanern besetzt und in Verwaltung genommen; mit Ausnahme der Phosphatinsel Nauruu, die britischerseits besetzt wurde.

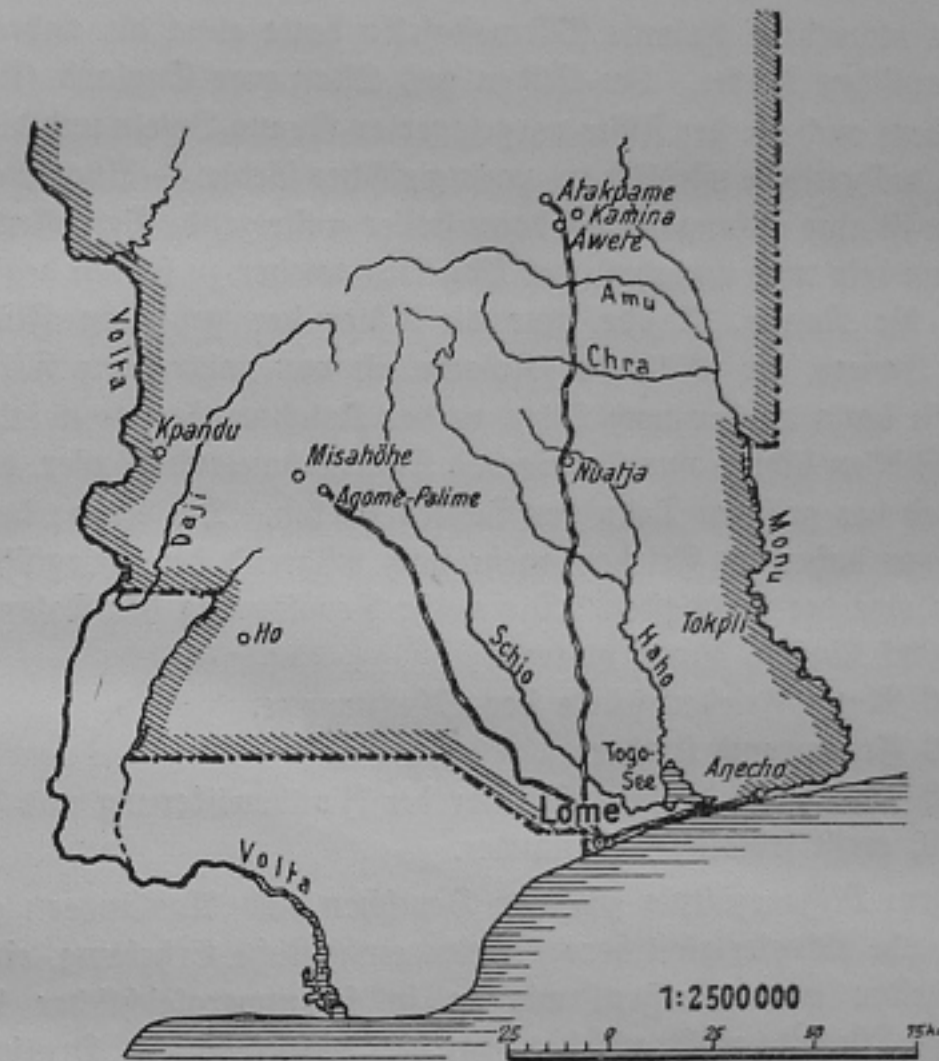
Die schöne Insel Samoa wurde gleichfalls ohne Widerstand durch neuseeländische Streitkräfte besetzt.

#### 4. Togo.

Für eine Verteidigung hatte die Kolonie Togo die denkbar schlechtesten Bedingungen. Nach allen Seiten hin offen gelegen, eingekesselt zwischen zwei feindlichen Nachbarn, war sie einem Überfall nahezu wehrlos preisgegeben. Französische wie englische Streitkräfte konnten ohne nennenswerte Schwierigkeiten einbrechen und dann, dank dem vortrefflich ausgebauten Wegeneß der Kolonie, in dieser schnell vordringen. Eine Schutztruppe war nicht vorhanden, es bestand nur eine kleine farbige Landespolizeitruppe. Unter diesen Umständen konnte mit einer längeren Verteidigung der Kolonie überhaupt nicht gerechnet werden; immerhin erachtete es der Gouverneur, Geheimer Regierungsrat v. Döring, für seine selbstverständliche Pflicht, den Widerstand so lange und so kräftig wie möglich zu versuchen; hegte man doch auch hier bei Kriegsbeginn die Hoffnung, daß der Krieg in Europa binnen kurzer Zeit beendet und daß über das Schicksal der Kolonien dann in Europa entschieden werden würde. So wurden alle verfügbaren wehrfähigen Deutschen aufgebieten und die farbige Polizeitruppe durch Einstellung von Rekruten auf 400 Köpfe gebracht.

Die Hauptstadt Lome an der Küste war in keiner Weise verteidigungsfähig; sie wurde daher aufgegeben. Dafür sollte aber die Großfunkenstation Kamina, die den Verkehr von der Heimat mit den übrigen afrikanischen Schutzgebieten vermittelte, so lange als möglich gehalten werden.

Verhandlungen mit dem Gouverneur der britischen Goldküsten-Kolonie zwecks Neutralitätserklärung Togos scheiterten durch Ablehnung britischerseits.



Stizze 13. Südteil von Togo.

So verlegte Döring am 8. August seine kleine Truppe nach Kamina, alles rollende Material mit sich führend. Fast gleichzeitig rückten die Engländer bereits in Lome ein und erklärten die Stadt und alles Land bis 120 km landeinwärts für englischen Besitz. Wenige Tage später überschritten die Franzosen den Grenzfluß Monu im Süden der Kolonie und fielen gleichzeitig mit eingeborenen Truppen in den völlig wehrlosen Norden der Kolonie ein. Nun stießen Franzosen wie Engländer schnell ins Landinnere vor. Das Bemühen, Kamina so lange als möglich zu halten, führte zu zahlreichen Patrouillengefechten südlich des Ortes; am 24. August vermochte die winzige deutsche Polizeitruppe noch, ihre Stellung am Chrafluß mit außerordentlicher Tapferkeit gegen erheblich überlegene feind-

liche Kräfte zu halten. Doch dies war die letzte Kampfhandlung; der weitere Widerstand der Kolonie war, da inzwischen Kamina von allen Seiten umfaßt war, hiermit besiegelt. Nach kurzen Verhandlungen erfolgte am 27. August die Übergabe der Kolonie, die zwischen Frankreich und England aufgeteilt wurde.

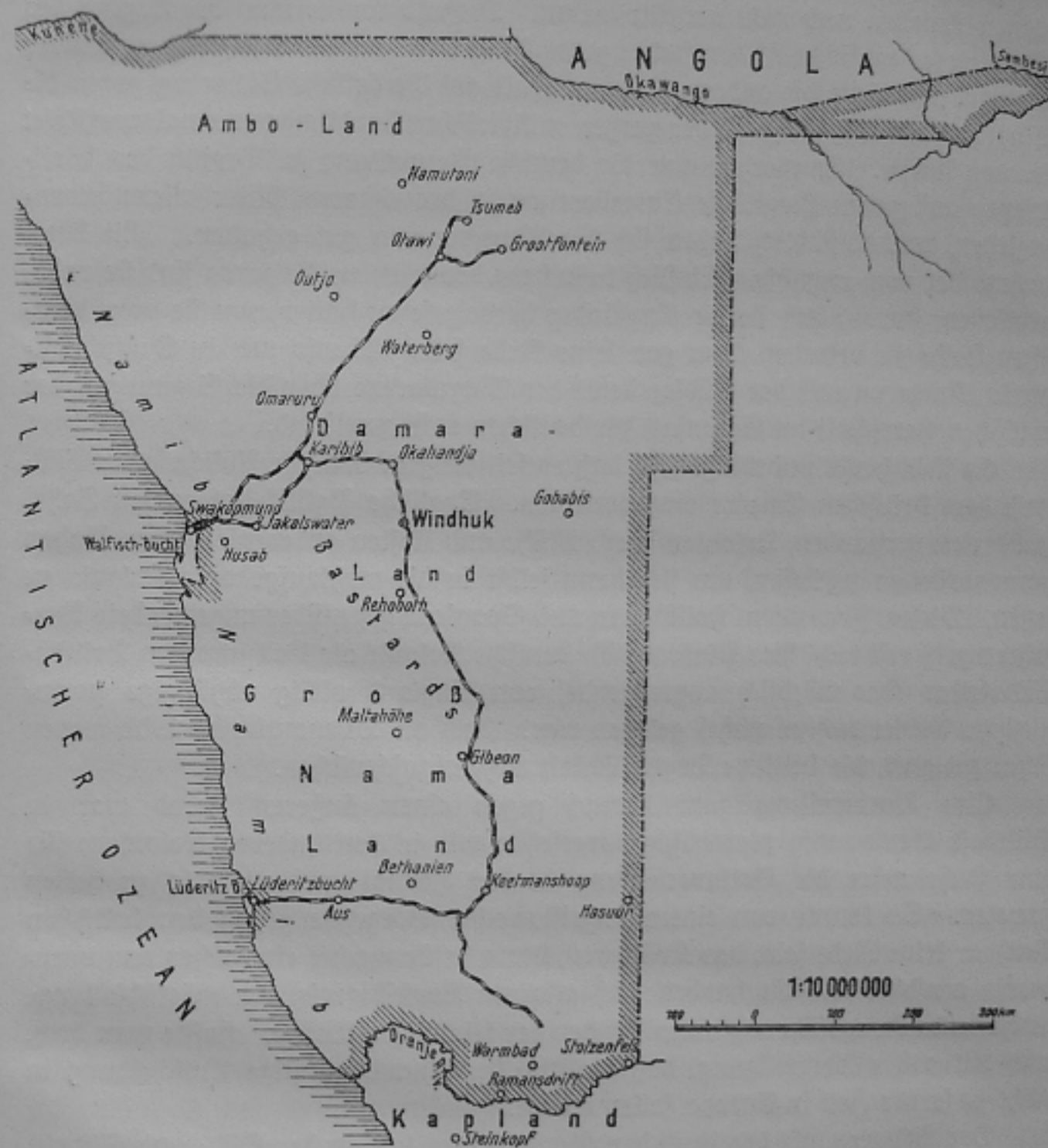
### 5. Deutsch-Südwestafrika.

Die 1884 erworbene Kolonie Südwestafrika hatte etwa die anderthalbfache Größe des Deutschen Reichs. Im Süden und Osten war England (Kapkolonie) ihr Nachbar, dem auch die der Küste vorgelagerten Guano-Inseln und die Walfischban gehörten, während sie nördlich an portugiesisches Gebiet — Angola — grenzte. Südwestafrika ist eine anfangs sanft, dann steiler ansteigende Terrassenlandschaft, die sich binnenwärts noch innerhalb der Ostgrenze wieder zu senken beginnt. Der Küstengürtel, die Namib, ist öde, nur die Täler der größeren Flüsse bilden Oasen. Das Innere, die Mitte der Kolonie, ist von zahlreichen Gebirgsketten durchzogen, die dann wieder nach Osten zu der Kalahari-Steppe abfallen. Von den wenigen Flüssen führen nur Oranje und Kunene dauernd Wasser, die übrigen liegen während des größten Teils des Jahres trocken. Die Frage der Wassererschließung war daher im Frieden, mehr noch während der Kriegführung, auf beiden Seiten eine der wichtigsten. Die weiße Bevölkerung der Kolonie bestand aus etwa 15 000 Köpfen, davon waren:

- 2000 Mann Friedensstärke der Schutztruppe,
- 6000 Frauen und Kinder,
- 5000 erwachsene deutsche Männer der Zivilbevölkerung und
- 2000, meist feindliche, Ausländer.

Aus diesem Mißverhältnis zwischen Deutschen und Ausländern geht schon eine grundlegende Schwierigkeit hervor: eine einheitliche Erhebung, ein restloses Zusammenarbeiten aller Weißen, wie es in so unvergleichlicher Weise die Kolonie Deutsch-Ostafrika vollbracht hat, war hier nicht möglich. Deutschfeindliche Strömungen und Stimmungen, ja Spionage und Verrat, mußten bei diesem gewaltigen Prozentfuß von feindlichen Ausländern an der Tagesordnung sein. Dieser Umstand darf bei Beurteilung der südwestafrikanischen Kämpfe nicht außer acht gelassen werden. Die Mehrzahl der Weißen waren Siedler, mit diesen mußte die geringe Truppe aufgefüllt werden. Man darf sich aber nun durchaus nicht vorstellen, daß die zur Vervollständigung der Truppe eingezogenen Deutschen der Zivilbevölkerung etwa kraftstrotzende Reiterleute gewesen wären, deren Büchse niemals fehlte; oft war eher das Gegenteil der Fall. Die schwere Arbeit des Siedlers strengt, namentlich bei der sehr unregelmäßigen, auch inhaltlich oft mangelhaften Ernährung, außerordentlich an; der Mensch dörret aus, altert schnell, verliert an Körperkraft und auch an Energie. So war namentlich, als man zuletzt eben auf alles, auch das letzte Menschenmaterial zurückgreifen mußte, die Truppe

nur von sehr beschränkter Gefechtskraft. Eine wohldisziplinierte Eingeborenen-truppe wäre, wie in anderen Kolonien, so auch hier wohl zu längerem Widerstand befähigt gewesen.



Stizze 14. Deutsch-Südwestafrika.

Die Eingeborenenbevölkerung bestand im wesentlichen aus etwa 60 000 Hereros, Damara und Buschleuten. Die in der Gegend von Rehoboth ansässigen Bastards, etwa 3000 Köpfe, eine Mischung von Eingeborenen und Buren, bildeten eine „Nation“ für sich und standen in jeder Beziehung höher als die Eingeborenen; von ihnen wird später noch eingehender die Rede sein. Aufstände der

Hereros und Hottentotten, zuletzt der große Aufstand 1904, hatten viel Werte an Menschenleben, Kapital und Vieh vernichtet. Es war nur zu natürlich, daß die Eingeborenen mit ihrem Mißgeschick nicht zufrieden, daß auch die ihnen geschlagenen Wunden noch nicht verheilt waren. Deshalb konnte man bei Beginn des Weltkrieges in Südwest der Haltung der Eingeborenen den Deutschen gegenüber weniger sicher sein wie anderen Orts, weshalb auf die örtliche Sicherung gegen die Eingeborenen auch während der großen militärischen Handlungen niemals verzichtet werden durfte. Immerhin war die deutsche Verwaltung zu Beginn des Weltkrieges auf gutem Wege, die Eingeborenen zu brauchbaren Mitarbeitern heranzuziehen, und tatsächlich haben sich die Eingeborenen gut gehalten. Mit Ausnahme der vom englischen Einfluß besonders bearbeiteten Bastards sind sie ruhig geblieben; davon, daß sie die Engländer herbeigesehnt hätten, um sie vom deutschen Joch zu befreien, kann gar keine Rede sein. Ebenso wie in Deutsch-Ostafrika, Kamerun und der Südsee denkt der Eingeborene über die Segnungen der britischen Herrschaft im Gegensatz zur deutschen recht zweifelnd.

Es steht heute unbedingt fest, daß es seit langem britische Absicht war, Südwest dem britischen Empire einzuverleiben. Englische Politik hat es seit Jahrhunderten verstanden, Kolonien durch Mühe und Kosten anderer aus dem Rohen herausarbeiten zu lassen, um sich dann selbst in die wohl aufgebaute Kolonie zu setzen. Dieses, Franzosen, Holländern und Spaniern gegenüber angewendete Verfahren griff erst recht hier Platz, wo die deutsche Kolonie als Keil inmitten Britisch-Südafrikas (das nördlich angrenzende, von England völlig abhängige portugiesische Gebiet rechnet nicht) gelegen war. Und die Diamantfunde 1908 waren sicher geeignet, die britische Begehrlichkeit nicht abzuschwächen.

Eine Vorbereitung zum Kampf gegen einen äußeren Feind war in Südwest ebensowenig planmäßig vorgesehen wie in den anderen Kolonien; für eine solche wäre die Volksvertretung in der Heimat auch niemals zu haben gewesen. So konnte von einem angriffsweisen Vorgehen gegen den britischen Nachbar keine Rede sein, das Kräfteverhältnis dafür machte ein solches von vornherein aussichtslos. Es handelte sich also um Verteidigung, um möglichst lange hinhaltende Kriegsführung unter Binden der feindlichen Kräfte. Hoffte man doch, und mit voller Berechtigung, daß die für Deutschland günstige Entscheidung in nicht zu ferner Zeit in Europa fallen würde.

Der Schwerpunkt des deutschen Grenzschutzes lag an der Süd- und Südostgrenze; dem im Verhältnis zum deutschen Gebiet reichen britischen Südafrika war es nicht schwer, mit seinen vielen Mitteln und unter Anschluß an sein Eisenbahnnetz, das öde Grenzgebiet zu überwinden. Ferner war mit Truppenlandung in Lüderitzbucht und in der Walfischbai zu rechnen. Zur Abwehr waren jedoch keine hinreichenden Kräfte deutscherseits mehr verfügbar, es erschien daher besser, auf die Küstenverteidigung zu verzichten, den Gegner sich mit dem breiten, der Küste folgenden Wüstengürtel abfinden zu lassen und ihm an selbst gewählter Stelle

später entgegenzutreten. — Im Osten bildete die Kalahari ein starkes natürliches Hindernis; hier war die Gefahr eines Einfalls gering. — Die Verhältnisse im Norden, ebenso wie Portugals Haltung, waren ganz ungeklärt. Starke Beobachtung war hier am Platze.

Die Truppe bestand aus 2000 Mann Friedensstärke; 5000 erwachsene Männer der deutschen Zivilbevölkerung waren vorhanden. Wenn also — vorübergehend — die Gesamtstärke von annähernd 6000 Soldaten erreicht wurde, so erhellt daraus, daß tatsächlich alles eingestellt wurde, was noch irgend brauchbar und abkömmlich erschien. So verblieben aber trotz ständig notwendig werdender Entlassungen stets noch viele, namentlich Tropen-, Herz- und Fieberleidende in der Truppe, die von sehr fragwürdigem Gefechtswert waren. — Die Ausbildung der Truppe selbst war gut. Nachteilig war allerdings, daß die Kompagnien, Batterien, ja Züge räumlich weit voneinander getrennt waren, so daß die höheren Vorgesetzten manche Teile der Truppe selten zu sehen bekamen, daß auch Übungen in größeren und gemischten Verbänden kaum stattgefunden hatten. Die Truppe war, wie bekannt, eine berittene Infanterie, dazu Feldartillerie mit Gebirgsgeschützen. Die für die verstärkte Truppe nötigen Pferde ließen sich, allerdings mit großer Mühe, aufbringen, Ersatz für Abgänge war aber nahezu ausgeschossen. Die Bewaffnung war gut: Infanterie mit Gewehr 98, Artillerie mit dem Gebirgsgeschütz Ehrhardt, Munitionsvorrat war reichlich vorhanden. Das Signalgerät bewährte sich, mehr noch die fahrbaren Funkenstationen, die, wohl infolge der reinen afrikanischen Luft, auf Entfernungen weit über 300 km wirkten und viele wichtige Funkprüche der Schiffe auf See abzuhören vermochten.

Das Bahnnetz war noch kurz vor dem Kriege durch Fertigstellung der Nord-südbahn Windhuk-Keetmanshoop beendet worden. Dies war von ausschlaggebender Bedeutung, da nur auf diese Weise der Verkehr zwischen der Hauptbasis Windhuk und dem ersten Hauptkriegsschauplatz an der südlichen Grenze ermöglicht werden konnte. Kraftfahrzeuge gelangten nicht zur Verwendung; zwei vorhandene veraltete Flugzeuge haben Anerkennenswertes geleistet.

Die Verpflegung konnte dadurch, daß seitens der Regierung alles Vorhandene großzügig erfaßt und auf Zivilbevölkerung, Eingeborene und Truppe verteilt wurde, wenn auch knapp, im Gange gehalten werden. Der Sanitätsdienst war, wie allerorts bei deutschen Truppenteilen, auch hier auf der Höhe. — Die Wassererschließung war für die Entwicklung der Kolonie ein Faktor von nahezu entscheidender Bedeutung; eine großzügige, allerdings kostspielige Organisation hätte dieses auch sicher erreicht. Bisher waren jedoch die vorhandenen Wasserstellen nur spärlich. Auch diese wurden, um dem Gegner das Vordringen zu erschweren, bis auf wenige, für Streifpatrouillen notwendige, unbrauchbar gemacht. Eine wesentliche Erschwerung seiner Kriegsführung ist jedoch dem Gegner, der bestes Bohrgerät überreichlich mitführte, hierdurch nicht entstanden.

Unter dem Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, wurden anfangs August an Feldtruppen aufgestellt:

- 3 Feldbataillone zu je 3 bis 4 Kompagnien (v. Rappard, Franke, Ritter) und eine selbständige (Kamelreiter-) Kompagnie,
- 6 Batterien (reitende, Gebirgs- und 1 Haubitzbatterie), davon 3 in einer Abteilung (Bauszus) zusammengefaßt,
- 2 Verkehrszüge,
- 2 Kolonnenabteilungen,
- 4 Feldlazarette.

An Besatzungstruppen: die verschiedenen Ortsbesatzungen und der Küstenschutz Swakopmund.

Schließlich die unter den Etappenkommandos Nord, Mitte, Süd erst allmählich entstehenden Etappentruppen.

Vorausgreifend seien hier noch einige Worte über das „südafrikanische Freikorps“ eingeschaltet, das allerdings erst etwas später, Anfang September, entstand. Es mußte der Regierung daran gelegen sein, die über das ganze Land zerstreuten nicht absolut zuverlässigen Buren — die ja nicht wehrpflichtig waren — in regierungsgenehme Bahnen zu lenken. Der Burenführer Andries de Wet fand den richtigen Weg, indem er durch Aufruf zum Kampf für die alte Burenfreiheit gegen die aufgedrungene britische Herrschaft aufrief. So kam ein kleines, innerlich zwar wenig gefestigtes Korps zusammen, das aber — der Bur ist eben Natursoldat! — doch recht Brauchbares geleistet hat.

Beim G e g n e r waren nach dem Burenkriege an national-britischen Truppen etwa gegen 10 000 Mann aller Waffen in Südafrika verblieben. Die Organisation der Unionstruppen war: die „permanent force“: 5 Regimenter berittener Schützen mit Sonderwaffen, und Reserven verschiedener Klassen, die an den Orten ihrer Kampfformationen alljährliche Übungen zu machen hatten. Bei einer Zahl von  $\frac{3}{4}$  Millionen auserlesener Männer bedurfte es daher für den Führer der Unionstruppen Louis Botha keiner besonderen Anstrengung, selbst nachdem die national-britischen Truppen nach Europa hätten verbracht werden müssen, ein Heer von 60 000 Mann mobil zu machen. Reit- und Zugtiere, Bewaffnung, Ausrüstung waren mustergültig; Lastautos, Flugzeuge, Panzerkraftwagen, Panzerzüge waren reichlich vorhanden. Der Generalissimus Louis Botha selbst war sicher ein vortrefflicher Führer, der es leicht hatte, da ihm überwältigende Kriegsmittel zu Gebote standen; — war doch allein das Truppenverhältnis 12 : 1! Vor allem hatte er eines für sich, was der kleinen deutschen auf Verteidigung beschränkten Truppe fehlte: volle Bewegungsfreiheit.

Während der Mobilmachung war die dringlichste Sorge gewesen: Aufrechterhaltung der Ruhe in der Kolonie und Bereitstellung des Grenzschatzes gegen die südafrikanische Union. Hier war der gefährdetste Teil die Südostecke, der gegen-

über eine ganze Kette englischer Polizeistationen lag, die jeden Tag vorgetrieben werden konnten. Diese Grenze zu sichern wurde das I. Feldbataillon (v. Rappard) entsandt mit dem gleichzeitigen Auftrag, einen etwaigen feindlichen Vormarsch über den Oranje aufzuhalten. — Das Etappenkommando Mitte mit dem Standort Windhuk bildete den Mittelpunkt des Versorgungswesens, während das Etappenkommando Nord von der gleichen Hauptbasis aus den Teil bis zur portugiesischen Grenze umfaßte. Das Etappenkommando Süd wurde bald, entsprechend den dort einsetzenden größeren Operationen, geteilt und mußte zunächst vergrößert werden, während es später, beim Zurückgehen der Truppe, aufgelöst wurde.

Die Unionsregierung trat amtlich nicht sofort in den Krieg; sie griff aber gern zwei kleine Vorfälle an der Südgrenze: unbeabsichtigte Grenzüberschreitungen einer deutschen Beobachtungspatrouille und einen ähnlichen Vorgang bei Verfolgung von Viehdieben, auf, um damit zum Kriege zu treiben. Daß dies für die Union nur Vorwände waren, geht einwandfrei aus der Drahtung Louis Bothas vom 4. August an die britische Regierung hervor, in der er anbietet, „er wolle für die Angelegenheiten der Union selbst sorgen, so daß die dort stehenden national-britischen Truppen anderweitig verwendet werden könnten“, worauf die britische Regierung unter dem 7. August antwortete, „daß die Besetzung der wichtigen Punkte von Südwestafrika als ein großer dem Empire erwiesener Dienst empfunden würde“. Hiernach stehen die Absichten Englands und der Union auf Südwestafrika durchaus fest, wenn auch letztere nicht sofort zur vollen Machtentfaltung schreiten konnte. Dort machte sich nämlich die Unzufriedenheit mit Bothas Absichten bei einem großen Teil der Bevölkerung durch offenen Aufstand Luft. Das durfte die deutsche Regierung sich nicht entgehen lassen; sie trat daher mit dem Kommandeur der Unionstruppen in Upington, dem Oberstleutnant Mariß, in Verbindung, der als Führer der Bewegung zum Wiedergewinn der alten Burenfreiheit galt. Im Oktober kam mit dieser Burenpartei ein Vertrag zustande, demgemäß deutscherseits „die Aufständischen als kriegführende Macht anerkannt, als Verbündete betrachtet und behandelt werden sollten“. Aber in der Leitung der Aufstandsbewegung im ganzen wie in jeder Einzelbewegung zeigten sich die alten Burenschwächen, ihre Uneinigkeit und persönliche Interessenpolitik; jeder Kommandant führte seinen eigenen Krieg. So fiel es der Unionsregierung nicht schwer, den Aufstand bereits bis Anfang Dezember 1914 niederzuschlagen.

Am 15. September erschien ein englischer Hilfskreuzer vor Swakopmund und beschloß die offene Stadt. Damit wurden handgreiflich die Feindseligkeiten eröffnet. So wurde denn jetzt auch kommandoseitig die Grenzüberschreitung im Süden freigegeben und alsbald mehrere englische Polizeistationen aufgehoben. Swakopmund, das inzwischen erneut beschossen war, wurde geräumt, ebenso Lüderiksbucht, das sofort vom Feinde besetzt wurde. Die noch zurückgebliebene Zivilbevölkerung, meist Frauen und Kinder, wurde später im Triumph als „German prisoners of war“ durch Kapstadt geführt!

Mittlerweile setzten sich feindliche Truppen in Sandfontein (südlich Warmbad) fest. Alles ließ darauf schließen, daß dieser Platz, der sehr günstige Wege und Wasserverhältnisse hatte, als erster Stützpunkt auf deutschem Gebiet dienen sollte. Der Kommandeur entschloß sich daher ihn anzugreifen. Die hierzu zusammengesetzte Truppenmacht bestand aus vier, je 2 bis 3 Kompagnien starken Bataillonen (die sich aber zwecks Irreführung des Gegners stolz Regimenter nannten!) mit insgesamt 3 Batterien. Nach anstrengendem Marsche waren am 26. September früh die Truppen zusammgezogen, so daß die Einschließung des Gegners vollendet war. Von allen Seiten arbeiteten sich, nachdem die Batterien vorgearbeitet hatten, die Regimenter durch die Klippen heran, Entsatzversuche des Feindes, die über den Oranje zu Hilfe kommen wollten, wurden abgewiesen, und schon gegen 5 Uhr Nm. ging beim Gegner die weiße Flagge hoch. Wertvolles Kriegsgerät und gegen 300 Gefangene waren die Beute, während die deutschen Verluste (2 Offiziere, 12 Reiter) gering waren.

Am gleichen Tage mit dem Gefecht von Sandfontein wurde an der Ostgrenze die deutsche Polizeistation Hasuur von dem gegenüberliegenden englischen Riedfontein aus überfallen, der Gegner aber blutig heimgeschickt.

In Lüderiksbucht hatte sich während dieser Ereignisse der Gegner festgesetzt und gegen Land zu stark befestigt. Mitte Oktober nahm er bereits die Wiederherstellung der deutscherseits abgebauten Bahn ins Innere auf.

Während der Schwerpunkt des Interesses bisher auf dem Süden des Schutzgebietes lag, kam plötzlich eine Nachricht von Norden her, die geeignet war, eine gänzlich veränderte Lage zu schaffen. Ende Oktober wurde gemeldet, daß der Bezirksamtman von Outjo, Dr. Schulze-Jena, und seine beiden Begleiter beim Besuch des portugiesischen Forts Naulila von der dortigen Besatzung ermordet worden seien. Bei der unsicheren Haltung des nördlichen Nachbarn, der Portugiesen, lag die Befürchtung nahe, diese Tat sei der Auftakt zu offenen Feindseligkeiten. Wie der Zusammenhang im einzelnen gewesen, ist nicht völlig geklärt; so viel steht jedoch fest, daß einzelnen Deutschen portugiesischerseits Grenzverletzung vorgeworfen wurde (die Grenze ist dort noch nicht im Gelände festgelegt), daß bei den bezüglichen Besprechungen der portugiesische Fortkommandant im deutschen Lager Gastfreundschaft genossen und die Deutschen gebeten hatte, nun auch ihrerseits seine Gastfreundschaft im portugiesischen Fort anzunehmen. Die Deutschen taten dies, und sind dann, als sie anscheinend nach einem Wortwechsel mit dem Kommandanten forttritten, von rückwärts her erschossen worden. Im Einvernehmen mit dem Truppenkommandeur entschloß sich der Gouverneur zu einer Expedition, die dem Major Franke mit 2 Kompagnien und 1½ Batterien übertragen wurde; rasches Zufassen sollte die geringe Expeditionsstärke ausgleichen.

Das Ziel war Fort Naulila. Allerdings ging wegen Wassermangels der Vormarsch nicht so schnell vonstatten, wie erwünscht, und erst Mitte Dezember erreichte

die Expedition den Grenzfluß Kunene. Fort Naulila war inzwischen durch Truppen aller Waffen besetzt worden. Der portugiesische Kommandant, Oberst Roçadas, hatte das Umland des Forts stark zur Verteidigung ausgebaut. Nach mehrstündiger Artillerievorbereitung, wobei das Munitionsdepot des Forts in die Luft ging, folgte energischer Infanterieangriff in 2 Kolonnen. Dem Kampf Mann gegen Mann hielt der Gegner nicht stand, sondern trat nach Norden den Rückzug an, der bald in wilde Flucht ausartete. Trotz seiner vielfachen zahlenmäßigen Überlegenheit ließ der Gegner allein gegen 200 Tote und Verwundete in den Stellungen zurück. — Die Expedition hatte den großen nachhaltigen Erfolg, daß nicht bloß die Gefahr auf dieser Front behoben, sondern daß auch von Truppenansammlungen und Einfallsabsichten Portugals nicht mehr die Rede war.

Einen schweren Verlust erlitt die Truppe in diesen Tagen: ihr ausgezeichnete Führer, Oberstleutnant v. Heydebreck, verunglückte bei einem Versuchsschießen mit Gewehrgranaten tödlich; sein Nachfolger wurde der schon aus früheren Kämpfen rühmlich bekannte Major Franke.

Wie schon hervorgehoben, hatte sich die Regierung der Kolonie mit den Führern der aufständischen Burenbewegung in Südafrika, insbesondere mit General Maritz in Verbindung gesetzt, dessen Heeresgefolgschaft allerdings sehr bald auf nur 500 Mann zusammengeschrumpft war. Die Verhandlungen waren endlos, die Burenparole „viel reden und wenig handeln“ wurde aufs gewissenhafteste befolgt, und es fiel schwer, bei der ganz anderen Auffassung von Kriegsführung und Mannszucht überhaupt ein Zusammenwirken zu erzielen. Jedenfalls waren sie eine große Geduldsprobe. Außer einem ziemlich planlosen, unentschieden gebliebenen Gefecht bei Keimoes und mancherlei anderem Hin und Her erzielte Maritz mit seiner Kriegsführung im Unionsgebiet nichts und ging, nachdem er durch viele Entsendungen — die er niemals wieder sah — einen erheblichen Teil seiner Macht eingebüßt hatte, nach Stolzenfels auf deutsches Gebiet zurück, wo er in wenig gefechtsfähigem Zustande anlangte. — Das Freikorps (vgl. S. 366) war dem Burenführer Kemp, der mit 600 Gewehren im Anmarsch gemeldet war, zur Aufnahme entgegengesandt worden. Da die Burenführer nunmehr energisches Vorgehen versprochen hatten, wurde auch eine bei Nous (südlich Stolzenfels) gemeldete britische Abteilung überfallen, nach Burenart unterblieb aber nicht bloß jede Verfolgung, die erfolgreichen Truppen kehrten vielmehr seelenruhig in ihre Ausgangsstellungen in Gegend von Ukamas zurück!

Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz war der Gegner von Lüderiksbucht her an der Bahn, teilweise unter Benützung von Panzerzügen — in die er Lazarettwagen mit weithin sichtbarem roten Kreuz eingestellt hatte — planmäßig nach Osten vorgerückt. Einer von dem britischen Führer, General Mackenzie, selbstgeleiteten gewaltsamen Erkundung traten die deutschen Kräfte bei Haltestelle Garub entgegen. Der Gegner entwickelte sich gegen die Vorposten, brach jedoch, als Verstärkungen aus den Pässen von Aus heraustraten, das Gefecht ab, und ging zurück.



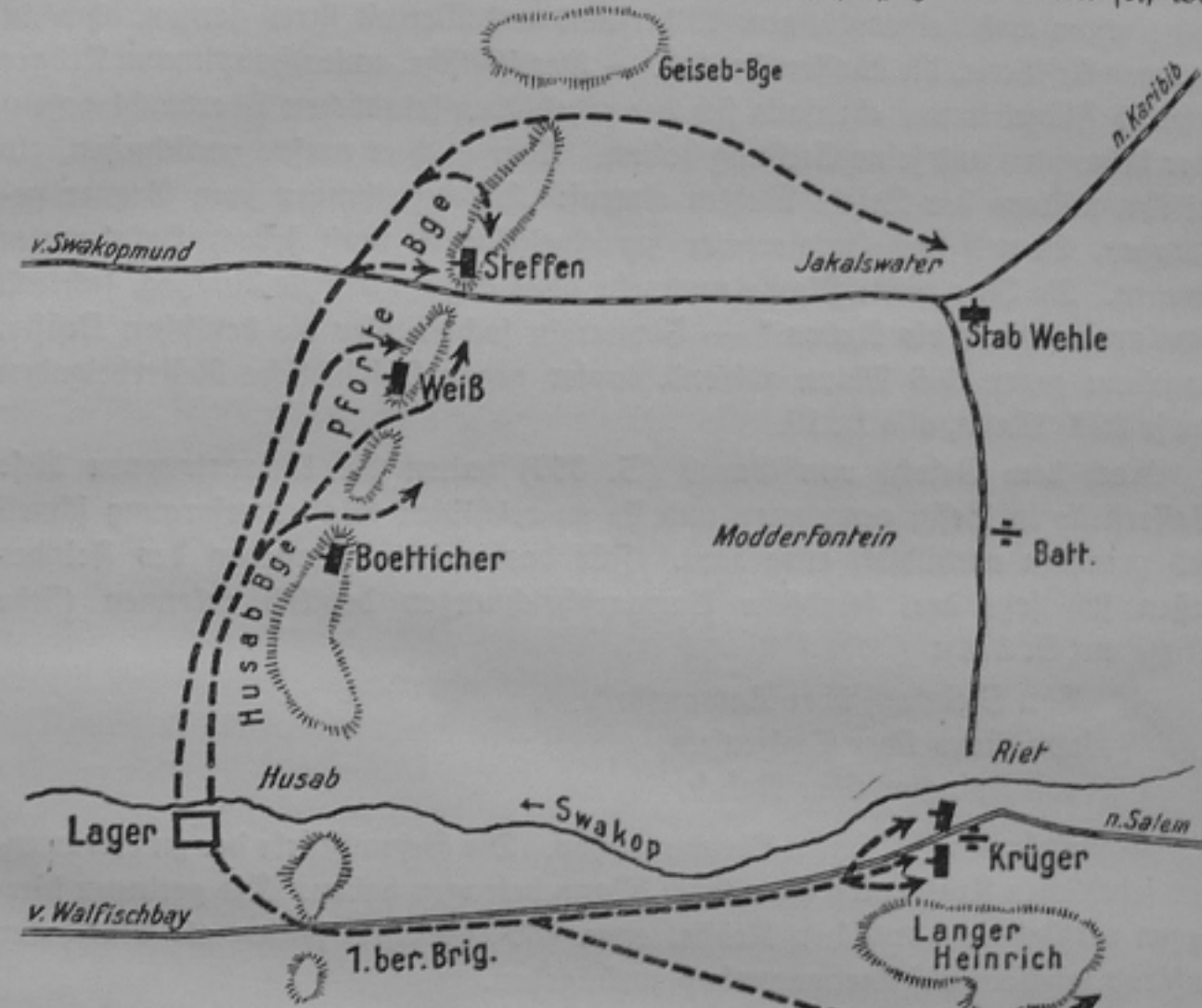
Am ersten Weihnachtsfeiertage 1914 erschien vor Walfischbay eine Anzahl Transportdampfer und Leichter, und die Ausladung britischer Truppen begann. Das war der Wendepunkt im Feldzuge; hiermit wurde die Eroberung des Nordgebiets der Kolonie eingeleitet, und mit diesem mußte die ganze Kolonie fallen. Ohne die Hilfsquellen des reicheren Nordgebiets war das Südgebiet allein hilflos, und fiel von selbst. Es ist nicht ohne weiteres verständlich, warum der feindliche Führer Louis Botha nicht schon längst, von Walfischbay als Basis ausgehend, die Eroberung des Nordens unmittelbar versucht hatte. Maßgebend hierfür kann vielleicht die durch den Burenaufstand geschaffene Unsicherheit der innerpolitischen Lage gewesen sein, vielleicht auch die unvollkommen durchgeführte Ausbildung der „defence force“, die ein sofortiges Ausrücken und eine Übersee-Unternehmung nicht als ratsam erscheinen ließ. Aber auch deutscherseits ist man sich anscheinend über die von Walfischbay her drohende Hauptgefahr nicht im vollen Umfange klar gewesen; sonst hätte man gewiß, selbst auf die Gefahr hin, die Truppen im Süden zu schwächen, ein gefechtskräftigeres Detachement an diesen Teil der Küste herangeschoben. Ob man nicht zu dieser Zeit überhaupt besser getan hätte, dem unproduktiven Süden des Schutzgebietes ganz aufzugeben, und dafür mit allen Kräften den Feind in die See zu werfen, ist eine weitere Frage. Daß solches erfolgbringend sein kann, zeigt das Beispiel der Schlacht von Tanga in Deutsch-ostafrika. (S. 393.)

Zwingend ergab sich aber jetzt die Notwendigkeit, durch offensive Tätigkeit den Gegner zu binden. Hierfür war das Nächstliegende ein Vorstoß ins Unionsgebiet, in Richtung auf Upington. Da waren die Burenkommandos die gegebene Truppe; aber diese, obwohl allein keinesfalls kampfkraftig genug, lehnten trotzdem die Mitwirkung deutscher Truppen rundweg ab; ein Verhalten, das um so mehr zu denken gab, als unmittelbar vorher schon unter besonderen Schutzmaßnahmen eine Unterredung der Burenführer mit englischen Offizieren stattgefunden hatte. Doch gelangen den Burenführern, allerdings wiederum nach vielem Hin und Her, durch Überraschung einige kleine Erfolge gegen Unionstruppen. Auch der Angriff auf den feindlichen Stützpunkt Upington wurde zwar angezettelt, aber nicht durchgeführt; das Gefecht wurde abgebrochen und der Rückzug befohlen. Diese halbe Aktion gegen Upington war der Anfang des Niederbruchs; es setzten Verhandlungen ein, und am 30. Januar streckten die Buren die Waffen, Maritz flüchtete auf deutsches Gebiet. Das Freikorps, das nach dem Zusammenbruch der Burensache nicht mehr recht zuverlässig erschien, wurde nunmehr aufgelöst.

Auch deutsche Truppen, Major Ritter mit 3 Kompagnien und 1 Batterie, sollten, über den Grenzfluß Dranje gehend, vorstoßen. Vorgeschobene feindliche Kräfte, bei Kakamas (Sammelbegriff für eine Anzahl weitverstreuter Kleinsiedlungen beiderseits des Flusses) gemeldet, wurden angegriffen. Der Kampf verlief ungünstig: starke feindliche Hilfskräfte rückten aus Upington heran — die dort fechtenden Burenkommandos hatten ja (was die deutsche Truppe nicht wußte) in-

zwischen die Waffen gestreckt —, so mußte auch hier das Gefecht abgebrochen und der Rückzug angetreten werden.

Der in Walfischbay gelandete Gegner war inzwischen der Bahn folgend nach Osten vorgegangen und hatte Husab erreicht. Gegen weiteres Vorstoßen sollte die hierfür bestimmte Abteilung des Majors Wehle die Bergstellung westlich der Linie Jakalswater-Riet halten. Daß hier der Hauptstoß zu erwarten sei, war



Stizze 15. Feindlicher Angriff auf Riet-Jakalswater.

daraus ersichtlich, daß der Feind hier seine Stützpunkte, Verpflegungs- und Wasserstellen gründlich ausbaute und daß der Oberkommandierende Botha mit seinem Stabe anwesend war. Zur Verteidigung der ausgedehnten Stellung standen insgesamt 4 Kompagnien und 2 Batterien zur Verfügung. Die Pforte-Husab-Berge steigen steil aus der Umgebung heraus, feindwärts ist weite ebene Fläche, die scharfen Einschnitte in die steil aufsteigenden Berge sind die „Pforten“. Auch der Südhang und das Swakop-Bett bilden ein Gewirr von Felsen und Schluchten. Die Ausdehnung der Stellung war im Verhältnis zur Besetzung eine außerordentlich breite. Allerdings war, eben infolge dieser großen Ausdehnung, die Gefahr, umgangen zu werden, gering.

Der Gegner entfaltete jeder der 3 Pforten gegenüber geschickt eine kampffräftige Truppe, so daß am frühen Morgen bereits die gesamte deutsche Front gebunden war. Je etwa eine feindliche Kavalleriebrigade ging nun umfassend gegen den nördlichen (rechten) und südlichen (linken) Flügel der ausgedehnten Stellung vor. Bei Sakalswater wurde der Feind zunächst abgewiesen, dagegen wurden die Abteilungen an den 3 Pforten ringsum eingeschlossen (siehe Skizze) und mußten nach heldenmütigem Widerstand und Verlust ihrer ganzen, ohnehin geringen Artillerie, die Waffen strecken. — Der südliche, unter Hauptmann Krüger stehende Flügel konnte ebenfalls sich der erheblichen feindlichen Übermacht gegenüber behaupten und seine Stellung halten. Aber auch er mußte zurückgehen, als bei ihm mittags der Befehl Behles eintraf: „Pfortestellungen vom Gegner genommen, Angriff auf Sakalswater zurückgeschlagen, muß jedoch Sakalswater räumen. Da Ihre rechte Flanke nunmehr ohne Schutz, befehle Rückzug, fechtend Swakop aufwärts bis Rubas.“ — Immerhin fochten hier die deutschen Kräfte, insgesamt gegen 500 Mann zählend, tapfer gegen 2 feindliche Reiterbrigaden von je 2500 Mann, also 1 : 10.

Nach dem Gefecht von Garub (S. 369) hatten die Unionstruppen diese Wasserstelle in Besitz genommen und sie zu reichlicher Wasserversorgung schnell und geradezu vorbildlich ausgebaut. Für das weitere Vorgehen des Feindes ließen sich jetzt drei feindliche Vormarschrichtungen deutlich erkennen (siehe Skizze auf S. 373):

Von Steintopf über Ramansdrift,  
von Nous über Stolzenfels,  
von Upington über Nakab.

Gemeinsames Ziel schien Keetmanshop. Die Gesamtstärke der zu erwartenden feindlichen Kräfte mag etwa 6000 Mann betragen haben. Die geringen hiergegen verfügbaren deutschen Kräfte, etwa 400 Gewehre, sollten als Nachhuten fechtend langsam auf Keetmanshop zurückgehen.

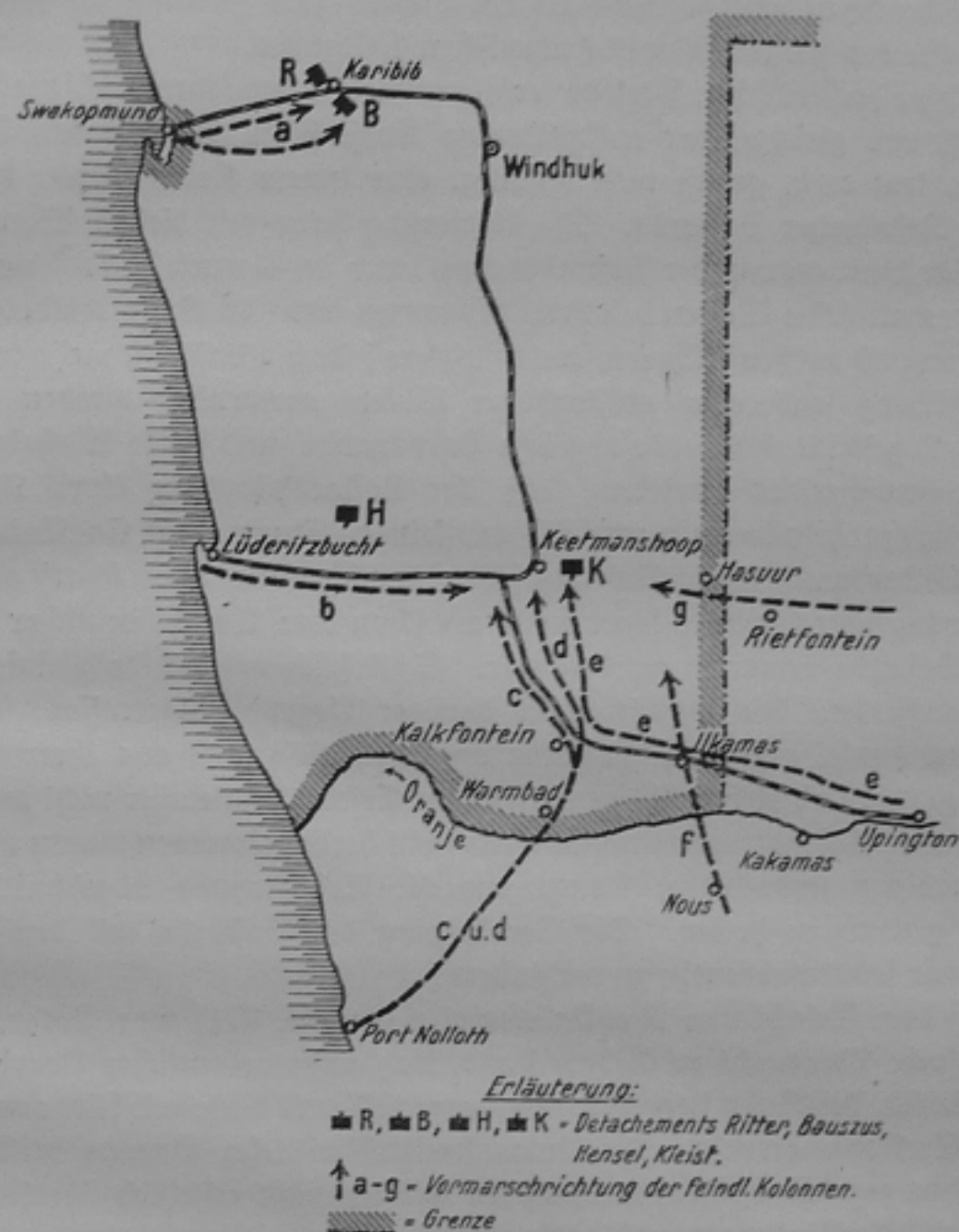
Auch die deutsche Stellung bei Aus, an der von Lüderitzbucht ins Innere führenden Bahn (Major Bauszus), wurde auf Befehl des Kommandos geräumt, da die geringen dort stehenden Kräfte seitens des weit überlegenen Gegners leicht der Vernichtung ausgefetzt schienen, während sie im Norden, wohin sie sofort herangezogen wurden, dringend notwendig waren.

Ende März 1915 entwickelte sich das nebenstehende Gesamtbild (siehe Skizze 16).

Etwa Anfang April überschritten die feindlichen Gros ziemlich gleichzeitig die deutsche Grenze: Der allgemeine Angriff von Süden her hatte damit begonnen.

Die Stellung von Aus wurde von Major Bauszus geräumt; er zog sich mit seinem Detachement befehlsgemäß zum Widerstand gegen die von

Walffischban vordringende feindliche Hauptmacht heran. So mußte der Süden der Kolonie planmäßig vor der feindlichen Übermacht geräumt werden; die einzige mit den geringen verbleibenden Truppen noch lösbare Aufgabe war hier, mit Nachhuten den Feind aufzuhalten und sein Nachdrängen zu verzögern. Im



Skizze 16. Vormarsch auf Karibib und Keetmanshop.

wesentlichen waren zwei Nachhutgruppen gebildet. Die kleinere, Hensel (westlich) und die größere, v. Kleist (östlich). Die Einzelabteilungen letzterer lieferten sich mit dem zunächst nur langsam nachrückenden Gegner zahlreiche kleine Nachhutgefechte, mit der Rückzugsrichtung zunächst auf Keetmanshop. Auch dies mußte bald aufgegeben werden und Hauptmann v. Kleist ging auf Gibeon zurück. In der Nacht vom 26. zum 27. April sprengte jedoch der scharf aufgebliebene Engländer die Bahn nördlich von Gibeon, und es kam nun an dieser Stelle, am Bahnhof

Gibeon, zu einem schweren Gefecht, in dem das kleine aus drei Kompagnien und einer halben Batterie bestehende Nachhutdetachement v. Kleist von insgesamt 6 Regimentern umfassend angegriffen wurde und sich nur mühsam der Umklammerung durch zugewiesenen Abmarsch nach Norden entziehen konnte. Dieses Gefecht kostete der deutschen Truppe mehr als ein Viertel ihrer Frontstärke; es war das verlustreichste des ganzen südwestafrikanischen Feldzuges.

In dieser hochkritischen Periode: erfolgreicher breiter Vormarsch des Feindes im Süden, und gleichzeitiger entscheidender Vorstoß im Norden von Swakopmund her, trat auch, gewiß nicht zufällig, eine innere Krisis hinzu: der Aufstand der Rehobother Bastards. Die Regierung hatte mit diesem Stamm (vgl. S. 363) eine Verwendung der Bastardtruppe „nur im eigenen Lande“ vereinbart und ihm deshalb seine Waffen belassen. Es waren dies 150 Bastardsoldaten unter zunächst rund 30 weißen Führern, welche letztere jedoch allmählich mehr und mehr zur Ausfüllung anderswo entstandener Lücken verwendet werden mußten. Kräftige und geschickt einsetzende englische Propaganda und starke Aushebung von Zugochsen deutscherseits bewirkten, daß der Bastardhäuptling April 1915 mit Botha zu verhandeln begann und sich mit seinem Stamm den Engländern verschrieb. Leider wurden die Unbotmäßigen deutscherseits nicht scharf angefaßt; die Regierung unterhandelte sogar noch, als schon eine Anzahl deutscher Farmer von den Bastards ermordet worden war. Schließlich wurden doch einige Kompagnien, außerdem das inzwischen in dortiger Gegend eingetroffene Nachhutdetachement Hensel gegen die Bastards angefaßt, diese auch aus ihrer Stellung bei Kl. Aub (nördlich Rehoboth) geworfen; der Erfolg konnte aber nicht ausgenützt werden, da die Unionstruppen mittlerweile dicht herangekommen waren und sogar eine, allerdings unberittene, Kompagnie (4. Ers. Komp.) abgeschnitten und gefangen genommen hatten. Die Vereinigung der Bastards mit den Unionstruppen war somit nicht mehr zu verhindern.

Nach dem Gefecht von Riet-Takalswater (vgl. S. 371) war Botha, dem ja eine zehnfache Übermacht zu Gebote stand, trotz außerordentlicher Verpflegungsschwierigkeiten, der Bahn folgend weiter vorgerückt und hatte mit seiner vordersten Gruppe Trekkopje erreicht. Die Unionsstreitkräfte dieser Gruppe in Trekkopje schienen den gegenüberstehenden deutschen Kräften nicht erheblich überlegen, ihre Möglichkeit, Verstärkungen rechtzeitig heranzuziehen, schien gering. Dies veranlaßte das Kommando, den Major Ritter mit einem Detachement von insgesamt etwa 700 Gewehren zu einem Überfall auf das Unionslager bei Trekkopje zu entsenden. Ob Verrat im Spiele gewesen, oder ob aus anderen Gründen, Ritter stieß auf ein alarmiertes wohl vorbereitetes Lager, zu dem auch bereits Verstärkungen herangeholt waren. Der Kampf spielte sich so unter schwereren Umständen ab als gedacht, insbesondere machten zwei frisch aus England eingetroffene Panzerfahrzeuge mit ihren Maschinengewehren den ungedeckt in der blanken Ebene liegenden deutschen Truppen viel zu schaffen. So scheiterte selbst Ritters mit der blanken

Waffe versuchter Sturm, so große Anerkennung an und für sich dieses mutige Unternehmen verdient. Der Kampf, der auf beiden Seiten ungefähr die gleichen Verluste gezeitigt hatte, mußte abgebrochen werden; das Detachement Ritter ging in nördlicher Richtung, aus der es gekommen war, zurück.

Eine örtliche Verteidigung Windhuks wäre militärisch nutzlos gewesen; es wurde daher aufgegeben, Regierung und Kommando gingen nach Norden, nach Omaruru, die Bevölkerung blieb in Windhuk zurück. — Nach dem Gefecht von Trekkopje war Botha ziemlich schnell nachgerückt, und zog am 13. Mai in Windhuk ein.

So war jetzt der größte Teil der Kolonie, mit der Landeshauptstadt, in Feindes Hand. Die Mehrzahl der Farmen war verlassen, an ihnen hielten sich die Eingeborenen schadlos. Auch die Großfunkenstation von Windhuk war verloren, die letzte, wenn auch dürftige Verbindung nach außen zerstört und das Land den unkontrollierbarsten Gerüchten über die Vorgänge in der Heimat preisgegeben. Daß diese nur beunruhigend und niederdrückend sein konnten, dafür sorgte die englische Propaganda. So erschien der Versuch der verantwortlichen Männer, Gouverneur und Kommandeur, durch Unterhandlungen der Besetzung und Verwüstung wenigstens des nördlichen Teils der Kolonie vorzubeugen, gerechtfertigt. Doch Botha verlangte rundweg und restlos die Auslieferung des ganzen Schutzgebietes. Der Gouverneur lehnte kurz ab; damit waren die Verhandlungen zu Ende; ein für die Dauer der Verhandlungen geschlossener Waffenstillstand wurde am 21. Mai gekündigt und der Kampf ging weiter.

Es kam jetzt darauf an, die dem Gegner um das Zehnfache unterlegene Truppe so lange als möglich kampfkraftig zu erhalten; nur auf diese Weise, d. h. ungeschlagen, war sie bei einem Kriegsende in Europa — die einzige hoffnungsvolle Lösung, die es noch gab — ein Faktor, der ins Gewicht fiel. So mußte ein Entscheidungskampf so lange als möglich hinausgeschoben, alle Kräfte mußten zusammengeschlossen und durch Auffüllung verbessert werden. Aus diesen Erwägungen heraus wurden die Hauptkräfte zunächst mit einem größeren Rückzug nach rückwärts genommen. Es war dies die Gegend von Kalkfeld; dort waren die Verteidigungsverhältnisse günstig, da die nach Süden und Südosten vorgelegerten, nur durch Pforten passierbaren Gebirgszüge das feindliche Vorgehen aus diesen Richtungen erschwerten. „Buschpatrouillen“, d. h. kleine Streifabteilungen mit voller Bewegungsfreiheit, suchten von dort aus, meist unter über großen Anstrengungen, unter Hunger und Durst, dem Gegner Abbruch zu tun; immerhin konnten dies bei den schwachen deutschen Kräften eben nicht viel mehr wie Nadelstiche sein. In der Gegend Kalkfeld-Waterberg sollte nun so lange als möglich das Vordringen der Unionstruppen aufgehalten, endgültige Entscheidung jedoch durch Ausweichen nach Norden vermieden werden. Auch der Gedanke, nach Nordosten ins deutsche und von da ins portugiesische Ambo-Land zurückzugehen,

wurde reiflich erwogen, mußte jedoch, da in diesem Lande furchtbarste Hungersnot herrschte, fallen gelassen werden. — Die gesamten jetzt zusammengezogenen Truppen bestanden aus 17 berittenen Kompagnien, 4 Fußkompagnien und 9 Batterien, die in 5 Abteilungen gegliedert wurden; an Zahl allerdings die stärkste Macht, die bisher in der Kolonie zusammengezogen gewesen war, aber nicht der Zusammensetzung nach; es war im buchstäblichen Sinne das letzte Aufgebot an Mann und Pferd. Dem Gegner standen hiergegen 9 Infanteriebrigaden mit reichlicher Artillerie und allen Sondertruppen: Pionieren, Fliegern, Kraftwagen, auch Panzerkraftwagen, und vor allem bestem Pferdmaterial zu Gebote.

Am 18. Juni traten die Gros der Truppen Bothas aus der Linie Okahandja — Otavibahn in nordöstlicher Richtung den gemeinsamen Vormarsch an mit dem ernstlichen Bestreben, die deutsche Truppe bei Waterberg einzukreisen und einzufangen. Deshalb entschloß sich das Kommando in die Gegend von Otavi auszuweichen, das von den Truppen gegen Ende des Monats Juni erreicht wurde. Hier war für den Gegner das zunächst erstrebenswerteste Ziel Otavifontein (östlich Otavi gelegen), ein bevorzugter Platz der Kolonie mit Wasser, Kulturanlagen jeder Art, Gebäuden, Kasernen, Weiden, kurz, ein idealer Stützpunkt. Dieser sollte daher festgehalten werden, womit das Detachement Ritter (etwa 700 Gewehre) beauftragt wurde. Doch die Truppe hatte mit der Einrichtung dieses Platzes kein Glück; der Gegner folgte außerordentlich schnell, dank guten Führern, über die er, leider aus den früheren Reihen der Deutschen, verfügte. Der Ausbau der Stellung bei Otavifontein war daher, als der Gegner erschien, kaum begonnen, was um so schlimmer war, als die Stellung eine zu den geringen Kräften übergroße Ausdehnung hatte. Bereits am 1. Juli früh griff der Gegner mit erheblicher Übermacht an, und konnte nach hartem fünfstündigen Gefecht Otavifontein nehmen. Botha rückte noch am selben Tage dort ein und zog alsbald dort gegen 15 000 Mann mit schwerer Artillerie, einem großen Kraftwagenpark und allem erdenklichen sonstigen Kriegsbedarf zusammen.

Der Rest der deutschen Truppen war damit bis in die Gegend Tsumeb-Namutoni zurückgedrückt. Die Lage der Truppen war hoffnungslos geworden; ein weiteres Ausweichen in den unbewohnten keinerlei Verpflegung besitzenden Norden war ausgeschlossen. Deshalb wurde am 6. Juli Waffenstillstand vereinbart und, nach Rücksprache des Gouverneurs und Kommandeurs mit General Botha, am 9. Juli dessen Bedingungen angenommen: Kapitulation der Truppe, Übergabe der Artillerie und des Schießbedarfs. Die aktiven Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, ebenso sämtliche Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die aktiven Mannschaften wurden interniert. Zur Übergabe gelangten 280 Offiziere, 4300 Mann, 40 Geschütze. Verlust der Truppe waren (Tote, Verwundete, Gefangene zusammen): rund 1000 Köpfe. Der gegnerische Verlust dürfte um etwa 50 v. H. höher zu schätzen sein.

So ging der elfmonatige Kampf in Südwestafrika zu Ende. Der Kampf

hier — dies muß ehrlich ausgesprochen werden — läßt sich dem tapferen Ringen in Kamerun, oder gar dem unvergleichlichen Heldenkampf in Deutsch-Ostafrika in keiner Hinsicht an die Seite stellen. Die Verhältnisse lagen aber auch viel ungünstiger, und namentlich ein Umstand, an den wenige im Frieden gedacht haben, ist auch in dieser Kolonie, allerdings hier in negativem Sinne, in Erscheinung getreten: daß eine farbige, gut disziplinierte, treue Eingeborenentruppe auch im Kampfe gegen einen europäischen Gegner viel verwendbarer und leistungsfähiger ist. Der Eingeborene ist eben im eigenen Lande dem eingewanderten Weißen als Soldat weit überlegen, wenn er gut geführt wird; und hieran hat es, wie die anderen Kolonien beweisen, den Deutschen wahrhaftig nicht gefehlt.

Aber die eigenen Verluste wie die noch erheblicheren des Gegners beweisen, daß auch die südwestafrikanische Schutztruppe tapfer bis zum Ende gekämpft und nur vor überwältigender Übermacht die Waffen gestreckt hat.

## 6. Kamerun.

Die nordwestlich an Britisch-Nigeria, östlich und südlich an Französisch-Aquatorial-Afrika angrenzende Kolonie Kamerun hatte erst zwei Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges als Entschädigung für den Verzicht Deutschlands in Marokko einen beträchtlichen, etwa ein Drittel seiner bisherigen Ausdehnung betragenden Gebietszuwachs erfahren. Für die Führung der neuen Grenze wie die der früheren waren ausschließlich Handelsinteressen maßgebend gewesen; militärische Gesichtspunkte hatten bei der Grenzführung nicht mitgesprochen. Auch die Küste, an der südlich das Stück Spanisch-Guinea einspringt, während die spanische Insel Fernando Po ihr gegenüber liegt, ist nirgends verteidigungsfähig. Wenn auch die Geschichte der Kolonie eine Reihe von Kämpfen mit den Eingeborenen in sich schließt, so war bei Ausbruch des Krieges doch die Verwaltung nahezu überall festgefügt, die Farbigen waren mit der deutschen Herrschaft zufrieden und anhänglich. Namentlich der Hauptstamm der Kolonie, die Jaundes, hat dies dargestellt; sie haben fest zu den Deutschen gehalten, haben der Truppe Soldaten und Verpflegung gestellt und sind schließlich — ein ganzes Volk! — den deutschen, auf spanisches Gebiet übertretenden Truppen, freiwillig ihre geliebte Heimat verlassend, in die ungewisse Ferne gefolgt. Gewiß ein Beweis für deutsche kolonialisatorische Befähigung wie in Ostafrika, so auch hier in Kamerun, und so zu Herzen sprechend, daß alle feindlichen Anwürfe über die mangelnde Fähigkeit, Farbige zu behandeln, sinnlos erscheinen.

Die Truppe zählte im Frieden etwa 150 weiße Führer und gegen 1600 farbige Soldaten, die meist den Eingeborenen der Kolonie selbst entstammten. Von den 12 Kompagnien der Truppe waren noch 10 im Verwaltungsdienst, d. h. die Führer waren gleichzeitig Verwaltungschefs des betreffenden Bezirks, und ihre Kompagnie war deshalb meist in zahlreiche Posten zerlegt, im Bezirk verteilt; ein

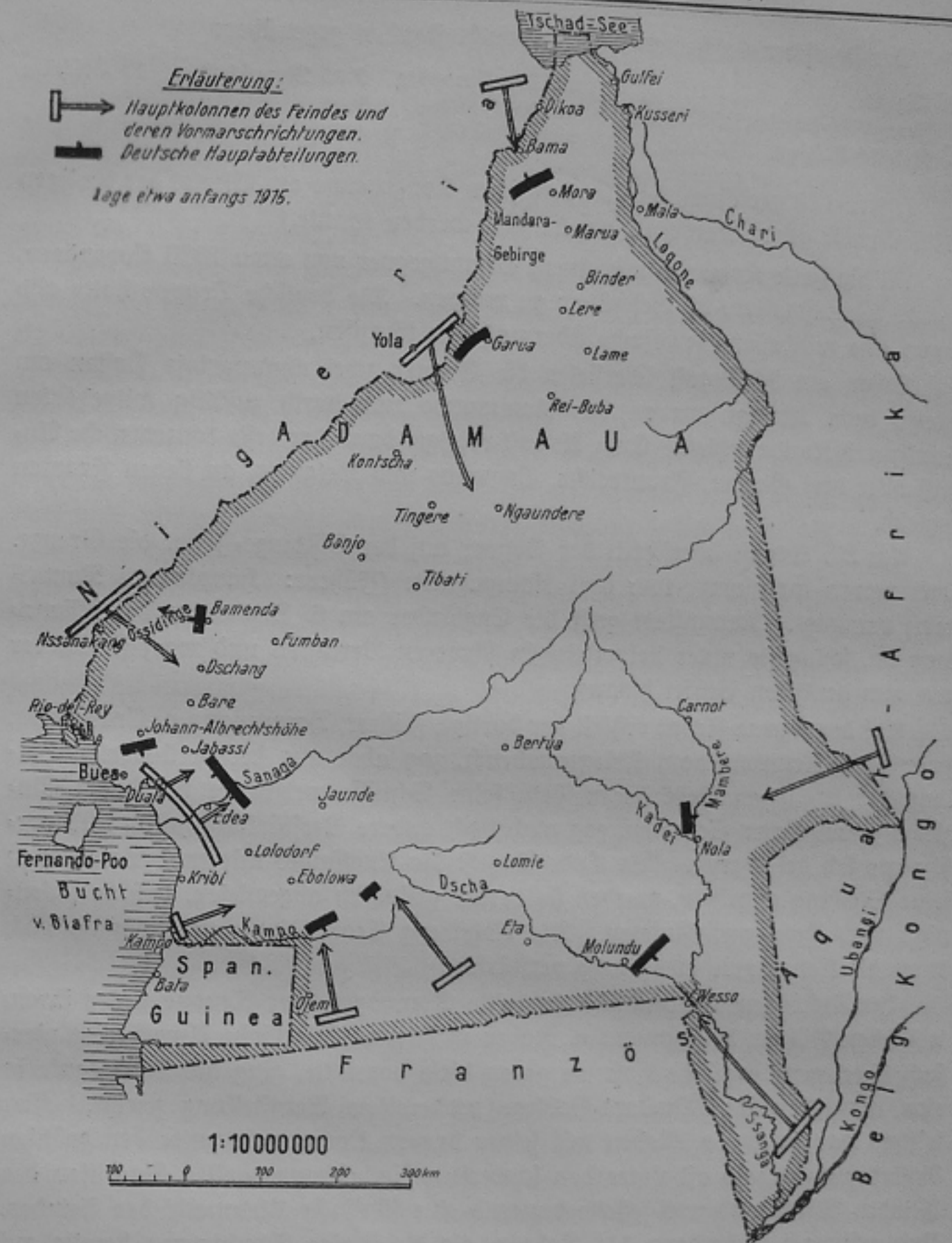
für die Ausbildung der Truppe allerdings recht hinderlicher Umstand. Zwei Kompagnien (je eine Expeditions- und Stammkompagnie) waren Reserve des Kommandos. Die Truppe befand sich gerade in der Umbewaffnung, im Übergang vom alten Einzellader M 71 zum Mehrlader; die Umbewaffnung war aber noch nicht abgeschlossen, es fehlte daher eine Reserve an Waffen und an Munition. An Maschinengewehren war kein Mangel, dagegen sah es mit Artillerie übel aus; sie bestand nur aus einem Duzend meist veralteter kleinkalibriger Feld- und Gebirgsgeschütze, auf die verschiedenen Stationen verteilt und nur zur Wirksamkeit bei etwaigen Aufständen befähigt. Sondertruppen waren nicht vorhanden, auch die Befehlsübermittlung — oft auf 800 und mehr Kilometer — erfolgte zu Fuß. Die Plätze und Stationen im Innern waren nur so weit befestigt, daß sie bei einem Aufstand Widerstand leisten konnten; einer Beschießung mit europäischem Geschütz, selbst leichter Art, waren sie nicht gewachsen. — Außer der Feldtruppe stand noch in den bereits in Zivilverwaltung genommenen Gebieten eine Polizeitruppe, gleichfalls etwa 1500 Mann stark, zur Verfügung. Sie war in kleine und kleinste Abteilungen zersplittert, deshalb militärisch nicht so geschult wie die Feldtruppe, bildete aber, da gleicherweise ausgebildet und ausgerüstet, eine wertvolle Ergänzung für diese.

Kommandeur der Schutztruppe war Major Zimmermann, selbst aus der Kameruner Schutztruppe hervorgegangen, ein ausgezeichnete Kenner des Landes und der Truppe selbst, die zu ihm, seiner Erfahrung, seiner sachkundigen, tatkräftigen und umsichtigen Führung festes Vertrauen hegte. Dies Vertrauen war ein gegenseitiges, kannte doch auch Zimmermann die Truppe aus Krieg und Frieden genau, und wußte er, daß seine braven farbigen Soldaten treu und tapfer zu ihm und ihren weißen Führern stehen würden. Und die braven Farbigen haben, wie in Deutsch-Ost, auch hier ihren weißen Führern heldenhaft und unverbrüchlich fest bis zum Ende die Treue gehalten.

Ein besonderer Mobilmachungsplan bestand nicht. Als sich zur Zeit der Marokkokrise die Lage auch in Europa zuspitzte, hatten die auf die ganze Kolonie auseinandergezogenen Kompagnien nur die allgemeine Weisung bekommen, sich, im Falle feindlichen Angriffs auf die Kolonie, zehrend auf das Hochland von Ngaundere zurückzuziehen. Dort, auf diesem verpflegungsreichen Hochplateau, dachte man die Truppe einheitlich in die Hand zu bekommen und den Kern des Schutzgebiets so lange zu halten, bis — woran auch hier niemand zweifelte — in wenigen Monaten die Kriegsentscheidung in Europa gefallen war.

Die Truppe verfügte mithin insgesamt über gegen 200 weiße Führer, 3200 farbige Soldaten und etwa ein Duzend Geschütze der verschiedensten Art.

Am 1. August war noch ein Telegramm eingegangen, daß sich das Schutzgebiet außer Gefahr befände, am 6. August jedoch aus Togo die Funkenmitteilung gekommen, daß der dortige Neutralitätsvorschlag von der englischen und französischen Nachbarkolonie abgelehnt worden sei. Soweit dies noch möglich war,



Skizze 17. Kamerun.

hatte man sich daraufhin gegen einen Überfall zu sichern versucht, insbesondere war das wertvolle Duala, der Ausgangspunkt der beiden Bahnen und Mittelpunkt der Verpflegung und Ausrüstung, durch Anlage einer Sperre in der Fahrinne und Einbau der vier Feldgeschütze gegen Handstreich gesichert worden.

Der deutschen bescheidenen Heeresmacht standen gegenüber:

In Nigeria . . . . .	rund 300 Europäer,	6000 Mannschaften,	12 Geschütze
• Französisch-Äquatorial-Afrika . . . . .	500	9000	6
• Belgisch-Kongo . . . . .	200	4000	?

(Hierbei ist gerechnet, daß im belgischen Kongo etwa ein Viertel der dortigen Gesamtmacht gegen Kamerun angerechnet werden konnte.)

Mithin hatte Kamerun mit einem Gesamtgegner von etwa 1000 Europäern, 18 000 Mannschaften, 25 Geschützen zu rechnen. Die deutsche Truppe hatte also gegen eine mindestens sechsfache Übermacht zu kämpfen.

Schon am 6. August überfielen die Gegner zwei ahnungslose Posten am Kongo bzw. Ubangi, wovon das Kommando nur durch zufällig mitgehörten Funkgespräch Kunde erhielt. Ende August erfolgte dann der erste konzentrische Angriff aller drei Gegner, Frankreichs, Englands und Belgiens, an sieben Fronten zugleich.

Am 20. August überschritt der Gegner auf der Ossidinge-Front die Grenze. Dort waren insgesamt etwa drei Kompagnien (Führer: Hauptmann Kammstedt) vereinigt. Kammstedt griff die Engländer am 6. September bei Assanatang an, schlug sie unter beiderseitigen schweren Verlusten und warf sie wieder aus dem deutschen Gebiet hinaus.

Auf der Garua-Front erhielt der dortige Führer, Hauptmann v. Crailsheim, zwar keine Kenntnis vom Kriegsausbruch, zog aber aus der veränderten Haltung der englischen Behörde in Yola seine Schlüsse, verstärkte sich durch Einziehung entlassener Soldaten, zog auch noch andere Verstärkung heran und verschanzte sich bei Garua. Als Ende August die Engländer mit zwei Bataillonen seine Stellung angriffen, wurden sie derart gründlich abgewiesen, daß sie schleunigst nach Yola zurückzogen. Die Abteilung Crailsheim wurde danach noch durch die Kompagnie aus Banjo verstärkt.

Im äußersten Norden lag die dritte Kompagnie der Truppe unter ihrem trefflichen Führer Hauptmann v. Raben in Mora. Als Ende August eine vierfach überlegene englische Kolonne gegen diese vorrückte, ging die Kompagnie in eine inzwischen im Mandara-Gebirge vorbereitete Bergstellung zurück. Hier leistete Hauptmann v. Raben mit seiner braven Kompagnie unter den größten Anstrengungen und oft unter den schwersten Entbehrungen allen Angriffen des Feindes Widerstand und fesselte dauernd eine fünffache Übermacht des Feindes. Und erst nach mehr denn 1½ Jahren, als die übrige Schutztruppe bereits auf spanisches Gebiet übergetreten war, räumte er unter den ehrenvollsten Bedingungen seinen Posten.

Im Osten rückte die Kolonne des Obersten Morisson vor. Vor ihr ging die 6. Kompagnie (Singa) und 5. Kompagnie (Buar) auf Nola zurück, indem sie ihre stark verzettelten Posten heranzog. Sie vereinigten sich mit der 9. Kom-

pagnie (Dume) hinter dem Mambere-Abschnitt und traten dort unter den Befehl des Hauptmanns Eymael.

Gegen den unteren Dscha gingen im Südosten Franzosen und Belgier vor. Hier hatte sich der Gegner mit seinen weit überlegenen Kräften leider Bessos am Dscha bemächtigen können, des Schlüsselpunktes für seinen Nachschub auf dem Wasserwege. Auch die nach dorthin beorderte 9. Kompagnie Dume konnte keine Wendung mehr herbeiführen.

Auf der Südfront waren bei Nyem etwa 3 Kompagnien zusammengezogen worden; sie hatten Ende August und Anfang September zwei französische Einfälle verlustreich zurückgewiesen.

Anfang September kamen vor der Küstenfront die ersten englischen Schiffe an: 2 Kreuzer, 1 Kanonenboot und einige 20 größere und kleinere Sonderfahrzeuge. Hierzu trat später noch eine kleine französische Flottille. — Wie erinnerlich, war schon in den ersten Tagen der Mobilmachung die Fahrrinne durch Versenken einiger Frachtdampfer gesperrt worden; leider hatte sich die starke Strömung daneben selbst eine Fahrrinne gegraben. Da diese nicht mehr im Bereich der eingebauten alten Feldgeschütze lag, gelang es den feindlichen Aufklärungsschiffen, in den Hafen zu kommen. Sonst war deutscherseits getan, was sich mit bescheidenen Mitteln nur irgend machen ließ; die Leuchfeuer waren gelöscht, die Seezeichen entfernt, eine Minensperre war angelegt, die beiden Regierungsdampfer „Nachtigal“ und „Herzogin“ waren als Aufklärungsschiffe armiert worden. Die „Nachtigal“, Namensträger des Mannes, der vor 30 Jahren an der Küste von Kamerun die deutsche Flagge gehißt hatte, fand hier bei den Kämpfen mit dem feindlichen Aufklärungsschiff „Dwarf“ ein ruhmvolles Ende; beim Versuch, den Gegner zu rammen, geriet die „Nachtigal“ selbst in Brand und sank. Auch die Sperren, die ja nur einfacher Art waren, hatte der Gegner bald weggesprengt; am 25. September fuhren drei englische Schiffe durch die Sperre bis auf 800 m heran und warfen Anker; der englische General Dobell forderte jetzt angesichts seiner überlegenen Kräfte die bedingungslose Übergabe des Schutzgebiets, andernfalls würde am nächsten Morgen das Bombardement Dualas beginnen. Major Zimmermann beantwortete die Übergabe-Aufforderung nicht. Am 26. September setzte deshalb die Beschießung Dualas ein, gleichzeitig erfolgte ein Landungsversuch von gegen 1000 Mann unter dem Schuß mehrerer gepanzerter, gut bestückter Barkassen. Es wäre verfehlt gewesen, die geringen Besatzungstruppen Dualas, die noch für den aussichtsreicheren Kampf im Innern dringend gebraucht wurden, hier einzusetzen; Duala wurde daher geräumt, die Besatzung ging in Richtung auf Tabassi—Edea zurück, wohin der Feind mit stärkeren Kräften folgte.

Ende 1914 war die Lage: An der Küstenfront und im Südostteil der Kolonie, d. h. da, wo ihm die See oder schiffbare Flüsse den ungehinderten Einfluß seiner

überlegenen Kampfmittel ermöglicht hatten, war der Gegner eingedrungen, ebenso in den spitzen, nicht zu haltenden Nordzipfel. An allen übrigen Fronten war er bisher mit erheblichen Verlusten abgewiesen worden.

Der Weitergang des Kampfes konnte deutscherseits nur defensiv sein, ein Objekt für eine offensive Tätigkeit im größeren Umfange, etwa wie in Ostafrika die britische Ugandabahn war, fehlte, dann mußte auch die ohnehin schon sehr auseinandergezogene Truppe in Rücksicht auf ihre allmählich immer stärkere Abnutzung mehr und mehr zusammengehalten werden, sollte sie nicht Gefahr laufen, von dem von Tag zu Tag überlegener werdenden Gegner einzeln abgetan zu werden. So blieb nun Ngaundere, wie in der Mobilmachungsanweisung vorgesehen, zwar zunächst noch Verteidigungszentrum, doch mußte die Verschiebung der Verteidigung nach dem Sanaga-Südufer, nach der Gegend von Jaunde, bereits in Erwägung gezogen werden, hauptsächlich weil dort, in der Nähe der Küste, noch ein gewisser Munitionersatz möglich war. Hatte doch die Truppe für jeden Mehrlader nur insgesamt 180, für jedes Gewehr 71 nur 90 Patronen, d. h. so viel, wie für einen entscheidenden Gefechtstag gerechnet zu werden pflegt! Dazu kam, daß inzwischen General Dobell von Duala her den Sanaga-Fluß erreicht, Edea als starken Stützpunkt befestigt und mit Artillerie gut ausgestattet hatte. Gegen die ihm gegenüberstehenden Abteilungen, Kompagnien Gaiser und 4. Kompagnie, stieß er mit stark überlegenen Kräften vor, so daß diese der Übermacht nicht standhalten konnten. Gleichzeitig ließ Dobell eine andere Kolonne von Ossidinge her antreten, die mit überlegener Artillerie die deutsche Infanterie auf Entfernungen, wo diese mit ihren Gewehren nicht antworten konnte, aus ihren Stellungen herauschoß, während seine eigene Infanterie rauchend und mit zusammengesetzten Gewehren zuschaut! So konnte er Dschang in Besitz nehmen und damit den Schlüssel zu dem Mitteltkameruner Hochland, dessen Besitz den Verlust der hauptsächlichsten Verpflegungszufuhr bedeutete, außerdem auch die nördlich operierenden Truppen von den südlichen endgültig getrennt hätte. Das mußte verhindert werden.

Zimmermann entschloß sich, den Ausgangspunkt dieser Offensive auf das mitteltkameruner Hochland, Duala, zu bedrohen und hierzu Edea anzugreifen. Die Stärke der infanteristischen Kräfte auf beiden Seiten war annähernd gleich, Artillerie und Befestigung war allein auf Seiten des Feindes, — die Tapferkeit und Zuverlässigkeit der braven farbigen Truppe mußte dies ausgleichen. Der Angriff, in den frühen Morgenstunden angelegt, war verlustreich und wurde abgeschlagen. Aber sein Zweck wurde doch erreicht; Dschang wurde eiligst geräumt; die ausgezeichnete Tapferkeit der farbigen deutschen Truppe hatte dem Gegner zu gewaltigen Eindruck gemacht. So war das Mittelhochland wieder frei. Um seinen Kernpunkt, Jaunde, zu nehmen, d. h. um die 150 km lange Strecke vom Sanaga-Fluß bis Jaunde zurückzulegen, brauchte der Gegner noch mehr wie ein Jahr. Vorerst bedurfte er aber dringend einer Kampfpause und längerer Vorbereitung für sein weiteres Vorgehen.

Auf den anderen Fronten hatten sich zur selben Zeit und bis etwa Mitte 1915 folgende Ereignisse vollzogen:

Auf der Ossidinge-Front war der Gegner nach Räumung von Dschang zurückgegangen und hatte Bare an der Bahn stark befestigt. Die gegenüberstehende deutsche Abteilung beherrschte das freie Feld, jedoch glückte ihr die Einnahme dieses feindlichen Stützpunktes nicht.

Auf der Garua-Front hatten zwei feindliche Kolonnen, eine englische und eine später eingetroffene französische, südlich des Venue Lager bezogen und beobachteten aus ziemlicher Entfernung Garua, das allmählich zu einem starken Stützpunkt geworden war.

Die Nord-Front wies in der Mora-Stellung nach wie vor alle Angriffe der vereinigten Engländer und Franzosen ab.

Auf der Ost- und Südost-Front kamen die Franzosen und Belgier, dank der außerordentlich tatkräftigen Kampfführung des Hauptmanns Eymael, nur langsam vorwärts; der bereits bis Bertua vorgedrungene Morisson wurde sogar bis hinter den Kadei zurückgeworfen, wo er bis Juli verblieb. Dagegen gewann Hutin — nachdem beide deutschen Führer gefallen — ein Gefecht bei Eta, wagte jedoch nicht, mit seiner Kolonne allein, ohne die Nachbarkolonne Morisson, über Lomie hinaus vorzugehen.

Der ausgezeichnete Hauptmann v. Hagen hatte im Südwesten es verstanden, die Küstenfront: Richtung von Kampo, und die Südfront: von Dhem her, zu decken und so die einzige Verbindung nach außen, nach Bata auf spanischem Gebiet, zu erhalten.

Der Hauptangriff mit stark überlegenen Kräften erfolgte auf der Edea-Front; hier wurden die deutschen Truppen, auch die von Tabassi herangezogene Abteilung Haedicke, von dem Gegner, der infolge seiner zahlenmäßigen starken Überlegenheit sie ständig zu überflügeln vermochte, zurückgedrückt; auch Brücken- und Wegezerstörungen konnten den mit Lastautos reichlich versehenen Feind nur wenig aufhalten. Am 12. Juni traf ihn jedoch bei Ngok ein Flankenstoß von drei Kompagnien, der ihn in seine Ausgangsstellung vom April zurückwarf.

Aber Mitte Juni erhielt das inzwischen nach Jaunde zurückgegangene Kommando eine Hiobspost: Garua war am 10. Juni gefallen. Der Gegner hatte auf den durch die Regenzeit schiffbar gemachten Flüssen schwere Artillerie herangezogen und das einem solchen artilleristischen Aufwand nicht gewachsene Garua in zehntägiger Beschießung aus weiter Entfernung in Trümmer gelegt. Einige 200 farbige Soldaten waren schwimmend über den Ngaundere entkommen, der Rest wurde kriegsgefangen. Der Gegner war nachgestoßen und hatte Ngaundere besetzt.

So war jetzt das Südufer des Sanaga, Jaunde, Mittelpunkt der deutschen Verteidigung. Schon seit Mai waren die in seiner Nähe gelegenen Etun-Berge, die eine vortreffliche natürliche Bergfeste bildeten, auf ihrer West- und Ostfront

ausgebaut worden. Außer den militärischen Gesichtspunkten sprachen auch gewichtige politische Gründe dafür, Jaunde zum Schwerpunkt der Endverteidigung zu machen. Weitaus den stärksten und besten Anteil an den Mannschaften der Truppe stellten die Jaundes, und gerade ihre Heimat, der Jaundebezirk, war unter dem tüchtigen Häuptling Atangana der treueste und opferwilligste der Kolonie. Unverdorben war die Bevölkerung, Männer und Frauen, Kinder und Greise, tätig in Bestellung der Felder wie im Leisten von Trägerdiensten für die Truppe. Hier entstand auch unter Leitung des Bezirksamtmanns Dr. Winter eine Munitionswerkstätte, die mit den wenigen zu Gebote stehenden Mitteln eine Ersatzmunition herstellte. Gewiß konnte diese der heimischen nicht ebenbürtig sein, aber ihr Vorhandensein allein ermöglichte überhaupt die Weiterführung des Kampfes. Und in gleicher Weise arbeitete eine improvisierte Waffenfabrik, um aus altem Eisen wieder gebrauchsfähige Büchsen M 71 herzustellen. Den braven, ehrgeizigen Jaundes war es ein Stolz, daß ihr Bezirk der Brennpunkt des ganzen Kampfes geworden war, und es entwickelte sich die allgemeine Anschauung, daß hier, in der Etun-Stellung, der End- und Entscheidungskampf geführt werden sollte. Aber der Kommandeur war jezt zu folgenden Erwägungen gezwungen: Selbst bei den größten Anstrengungen fiel die Menge der hergestellten Ersatzpatronen den unverfügbaren Patronenmengen des Feindes gegenüber nicht ins Gewicht. Die zahlenmäßige Unterlegenheit hatte sich bisher durch die gute Ausbildung, vor allem die gute Schießfertigkeit der deutschen Leute etwas ausgleichen lassen; aber gerade die letztere ließ sich, bei der zu Ende gehenden Munition, nicht mehr zur Geltung bringen. Was also tun? Der Gedanke an eine Endoffensive mußte, eben wegen des Munitionsmangels, fallen gelassen werden; denn selbst bei geglückter Endoffensive konnte der Gegner, wenn die Truppen ihm dann doch mit leeren Patronentaschen gegenüberstanden, die schimpflichsten Bedingungen diktieren. Es blieb nur eins: den Widerstand so lange als möglich hinauszuziehen und sich dann zum neutralen Gebiet hin durchzuschlagen.

So waren die Endkämpfe in Jaunde schwer; der Gegner verdoppelte und verdreifachte seine Kräfte, trieb seine Truppen unter starkem Artillerieeinsatz und mit Hilfe reichlicher Alkoholgaben immer wieder vor, während den braven deutschen Farbigen die Tagesmunition: 10 bis 20 Patronen minderwertiger Ersatzmunition, gezählt werden mußte, mit denen sie, unzureichend ernährt, einen ganzen Tag lang in der weitausgedehnten Stellung aushalten mußten.

Immer fester machte sich jezt die Umklammerung durch den übermächtigen Gegner geltend. Noch einmal wurde die über Bertua vorgedrungene Kolonne Morisson durch einen Flankenstoß der Abteilung Kammstedt nach Bertua zurückgeworfen; aber im Oktober/November 1915 schloß sich der Ring immer fester und enger. Mitte Dezember war der letzte Augenblick gekommen, wenn anders nicht die Truppe Gefahr laufen sollte, abgeschnitten zu werden; so setzte denn um diese

Zeit der Abmarsch nach Bata im spanischen Guinea ein. Als am Silvester der Feind bis an Jaunde selbst herangelangt war und den Platz mit Granaten bewarf, waren die Trains schon auf dem südlichen Ufer des Ngong-Flusses; Abteilung Hagen hielt gegen feindlichen Vorstoß von Westen (von Ebolowa) und von Osten (von Djem) her den Durchzug auf spanisches Gebiet frei. Noch einmal wurde an dem großen Nordbogen des Kampo-Flusses eine Verteidigungsstellung eingenommen und befestigt, bis schließlich Verpflegungs- und völliger Munitionsmangel die Truppe zwang, vom 5. Februar bis 15. Februar fechtend in tadelloser Ordnung und in geschlossenen Verbänden auf spanisches Gebiet überzutreten. — Der größte Teil der Europäer wurde nach Spanien verbracht, die treuen Farbigen wurden mit einer Anzahl weißer Borgesetzter nach der Insel Fernando Po überführt.

Dem Abmarsch der Truppe schlossen sich eine große Anzahl Häuptlinge und anderer Eingeborenen freiwillig an, die ihre Treue zu ihren deutschen Herren hierdurch aller Welt kundtaten. Ohne Zaudern und getrosteten Mutes verließen sie Heimat, Hof und Haus, nur im Vertrauen auf das Wort ihrer deutschen Führer und aus Anhänglichkeit an diese. Stets gerechte Behandlung, väterliche Fürsorge und Teilen aller Entbehrungen und Strapazen hatte in den Herzen dieser Braven diese vorbildliche Treue auszulösen verstanden. Wie unsäglich töricht stellt sich da der Vorwurf dar, daß die deutschen Barbaren unfähig zur Kulturarbeit an den Eingeborenen seien! Wenn nur das geringste hieran wahr gewesen wäre, hätten dann nicht die Eingeborenen diese günstigste aller Gelegenheiten benützen müssen, um das angeblich barbarische deutsche Joch abzuschütteln, um blutigste Vergeltung zu üben? Nichts von alledem — im Gegenteil: Truppe und Bevölkerung standen in einer Treue, wie sie keine Kolonie der Feinde diesen gehalten haben würde, bis zum letzten, bitteren Ende zu ihren Herren und folgten ihnen, selbst ihre geliebte Heimat verlassend, in die ungewisse Verbannung. Schönere, selbstlosere Treue hat die Weltgeschichte selten, die Kolonialgeschichte nie gesehen, wie die der deutschen Farbigen in Kamerun und in Ostafrika.

Und das soll ihnen unvergessen sein!

## 7. Deutsch-Ostafrika.

Durch nichts ist der britische Vorwurf: „Der Deutsche verstände nicht zu kolonisieren und die Eingeborenen zu behandeln“ schlagender entkräftet, durch nichts ist der gegenteilige Beweis glänzender erbracht worden, wie durch die Kämpfe in Deutsch-Ostafrika und wie durch das Verhalten der Eingeborenen dieser wohl schönsten und zukunftsreichsten deutschen Kolonie. Nur ein knappes Vierteljahrhundert war die Kolonialgeschichte Deutsch-Ostafrikas alt, eine für Kolonialverhältnisse winzige Spanne Zeit, und welch ein festes Band zwischen Deutschen und Farbigen ist in diesen wenigen Jahren deutscher Herrschaft geknüpft worden!

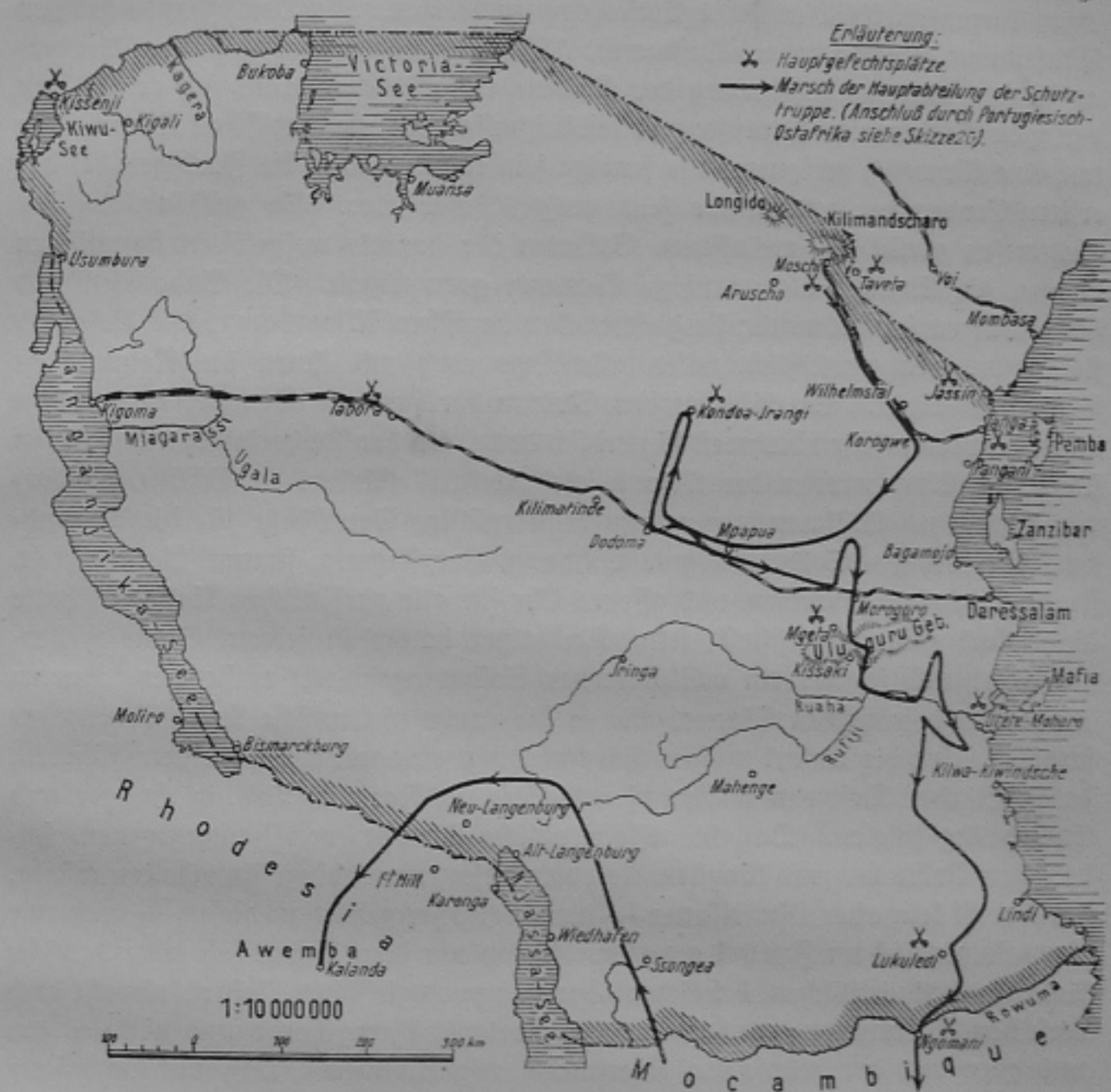


Mehr denn vier Jahre lang haben die Eingeborenen in rührender, selbstlofester Hingebung ihren deutschen Herren die Treue gehalten, haben ihnen immer und immer wieder Soldaten, Träger, Boten, Verpflegung, alles, dessen sie bedurften, gestellt, haben sich, ihren Besitz, ihr Blut, ihr Leben der gegen oft zwanzigfache Übermacht kämpfenden, also verlorenen deutschen Sache geweiht, haben sich durch nichts, durch keine Verlockungen des Feindes, keinen Preis, keine Versprechungen, in ihrer hingebenden Treue wankend machen lassen. Überall, jederzeit haben die Eingeborenen alles für die Deutschen getan, haben ihr letztes hergegeben. Bis zuletzt haben sich die Eingeborenen aufgeopfert, und selbst als ihre ehemaligen deutschen Herren hinter dem britischen Stacheldraht gefangen saßen, haben sie diesen an Verpflegung, Kleidung, Nachrichten, ja selbst von ihren kleinen Geldmitteln gebracht, was sie konnten. Hut ab vor solchen Farbigen, aber auch Hut ab vor jenen deutschen Ostafrikanern, die ein solches Band zu knüpfen verstanden haben, das bei dieser schwersten Belastungsprobe, der eines aussichtslosen, jahrelangen Krieges, so wunderbar gehalten hat. Über die Größe dieser Leistung wird man sich erst klar, indem man sich vergegenwärtigt: Wenn deutsche Truppen mit mehr denn zwölfacher Übermacht in einer der Kolonien der Feinde eingefallen wären, wer glaubt da im Ernste, daß die Eingeborenen dort ihren Herren vier Jahre lang die Treue gewahrt hätten? Keine vier Monate, nicht vier Wochen hätte es gedauert, und der Aufstand wäre überall hell aufgeflammt und hätte den Feind vom Rücken her vernichtet!

Die Kolonie, etwa  $1\frac{1}{2}$  mal so groß wie das Deutsche Reich, hatte vor Kriegsausbruch etwa 4000 Weiße, davon 3600 Deutsche einschließlich Frauen und Kinder, und gegen 7 Millionen Farbige, letztere zumeist Bantu-Stämmen angehörig. Die Kolonie war in kräftigem Emporblühen; nicht sprungweise, sondern gleichmäßig und stetig hoben sich Anbau, Kulturen, Handel, Verkehr und Siedelung. Es war eine helle Freude, die sichtbare Entwicklung der Kolonie zu verfolgen, und jeder, Pflanzler und Kaufmann, Handwerker und Missionar, Beamter und Soldat, tat sein Bestes, um die Kolonie, auf die jeder Ostafrikaner stolz war, zu fördern. Regier Pflanzungsbetrieb: Baumwolle, Sisalhanf, Gummi, Kaffee, Erd- und Kokosnußkultur waren besonders im Norden, nahe dem Kilimandjaro und in Usambara, wie im Süden, im Lindibezirk, und längs der Mittelbahn im Gange. Residenz des Gouverneurs war Dar-es-Salam, eine an einem idealen Hafen märchenhaft schön gelegene und musterhaft saubere Hafenstadt, die die Bewunderung aller Durchreisenden, nicht zum geringsten der Fremden, fand.

Das britische Weltreich hat gewaltige, ja ganz unverhältnismäßige Anstrengungen gemacht, um die doch nur über geringe militärische Kräfte verfügende Kolonie zu erobern. Der Grund liegt auf politischem Gebiet; bei dem großen Kampf um die Weltherrschaft war Ostafrika keineswegs ein nebensächlicher Schauplatz, sondern ein wesentlicher Bestandteil. England mußte sich in seiner Weltherrschaft stets von einem deutschen Ostafrika bedroht sehen. Die nördlich an-

grenzenden britisch-ostafrikanischen Gebietsteile, vor allem der Sudan, mußten, zusammen mit der ausgesprochen englandfeindlichen ägyptischen Armee, jeder jungägyptischen Bewegung eine Aufstandsbasis geben, die von einem Deutsch-Ostafrika genährt werden und Groß-Britannien tödlich in Ägypten und am Suez-



Skizze 18. Deutsch-Ostafrika.

Kanal treffen konnte. Und selbst wenn Ägypten außerhalb der Betrachtung bleibt, war Ostafrika ein Hemmschuh in dem Bestreben, aus dem Indischen Ozean eine britische See zu machen; britischer Handel wie politischer Einfluß waren von dort aus im nahen und fernen Osten stets Gefahren ausgesetzt. Und, dachte man an das jenseits des Meerestores von Singapore lauende Japan, vergegenwärtigte man sich, daß Deutschland die vortrefflichen ostafrikanischen Häfen ausbauen, zu Flottenstützpunkten umwandeln und dann vielleicht Japan die Hand

reichen konnte, so ist es einleuchtend, daß England Deutsch-Ostafrika als einen der wichtigsten Siegespreise in dem gewaltigen Kampfe betrachten mußte.

Wenn man die wundervolle Haltung der eingeborenen farbigen Truppe richtig würdigen will, so ist es aus Gründen streng gerechter Beurteilung nötig, einen kurzen Rückblick auf ihre Entstehung zu werfen. Als Deutschlands größter Ostafrikaner, Hermann v. Wissmann, 1889 zur Niederwerfung des Araber-aufstandes und zur Eroberung der Kolonie entsandt wurde, mußte er sich mit geringen Mitteln eine Kampftruppe selbst schaffen, die, im tropischen Klima, eben nur eine klimatisch geeignete, also farbige sein konnte. Daß die Farbigen bei der ersten Eroberung Landfremde sein mußten, war klar. So griff er auf die Sudanesen zurück, die entlassenen Soldaten der damals aufgelösten ägyptischen Armee, die England als unruhige Elemente gern abgab. Die Sudanesen sind die schwarzen Landsknechte; sie gleichen den deutschen Altvorderen; wie diese sind sie tapfer, treu, verlässlich, teilen allerdings auch mit ihnen die Neigung zu Trunk und Spiel. Sie bildeten den Stamm der farbigen Truppe, in den von ihnen gebildeten festen Rahmen fügten sich dann, als der Nacherlass der Sudanesen starb, die Eingeborenen der Kolonie als „Askari“ (Askari = Schütze, Soldat) von selbst ein. Wissmanns geradezu mustergültige Grundsätze für die Behandlung der farbigen Soldaten: gute Löhnung, Bepflegung, strenge Gerechtigkeit, straffe Disziplin, Teilnahme und offenes Ohr für alle persönlichen Anliegen, hatte die Askari glänzend geschult; seine Nachfolger hatten in seinem Sinne weitergearbeitet, und so war ein vollkommenes Soldatengeschlecht entstanden, „harten Körpers und fröhlichen Sinnes, wie es die rauhe afrikanische Kriegsführung erfordert“. Und die Askari wußten sich unbedingt eins mit ihren weißen Führern, denen sie ohne Besinnen in Kampf und Sieg, in Not und Tod, in Hunger und Entbehrung folgten. Daß die ostafrikanische Truppe, von hochgezogenem soldatischen Geiste bis zum jüngsten Rekruten beseelt, unbedingt standhalten würde, darüber ist kein alter Ostafrikaner — auch Verfasser gehört zu diesen — auch nur einen Augenblick im Zweifel gewesen. Schon vor dem Kriege sah jeder deutsche Askari auf die britischen, belgischen oder gar portugiesischen Askari, obwohl doch derselben Abstammung, mit unendlicher Geringschätzung herab und hätte es gut und gern mit der zehnfachen Übermacht aufgenommen. Daß die Schöpfung Wissmanns, die ostafrikanische Truppe, namentlich in ihrem Geiste auf so hohe Stufe gebracht worden ist, ist vorzugsweise ein Verdienst des langjährigen, hochverdienten Kommandeurs und Vorgängers Lettows, Oberst v. Schleinitz.

Die Truppe war vor Ausbruch des Weltkrieges außer dem Kommando (Dar-es-Salam) in 15 Askari-Kompagnien gegliedert, die, jede mit einigen Maschinengewehren versehen, über die ganze Kolonie verteilt waren. Sie war im wesentlichen noch mit der alten Jägerbüchse M 71 ausgerüstet, eine für den Buschkrieg bei Aufständen ausreichende, aber nicht gegen eine europäisch ausgerüstete Truppe wirksame Waffe. An Sonderwaffen bestanden nur Signal-(Heliographen-)

Abteilungen, Artillerie war nicht vorhanden. Jede Kompagnie bestand aus etwa 4 bis 6 Weißen (Offiziere und Unteroffiziere) und gegen 150 Farbigen (Unteroffiziere und Mannschaften). Sie war insgesamt gegen 200 Weiße und 2500 Farbige stark. Außerdem waren noch 50 Weiße und 2100 Farbige der Landespolizei vorhanden, die zur Auffüllung der Truppe verwendet werden konnten.

Die geringe Zahl, die veraltete Bewaffnung, die Verteilung über die ganze Kolonie erklärt sich eben daraus, daß man bestimmt mit Innehaltung der Kongo-Akte rechnete, die vorsah, daß im Falle europäischer kriegerischer Verwicklungen Mittelafrika neutralisiert bleiben sollte. Man mußte ja auch annehmen, daß es England in erster Linie darauf hätte ankommen müssen, niemals Farbige gegen Weiße auszuspielen; lief es doch bei seiner gewaltigen Anzahl unterworfenen Farbiger sonst selbst größte Gefahr! Daß man sich in dieser Beurteilung der Maßnahmen Englands wie in der mancher anderen getäuscht hat, hat allerdings dann der Weltkrieg schlagend dargetan. — Der erst kurz vor Beginn des Weltkrieges, Mai 1914, in Deutsch-Ostafrika eingetroffene neue Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Lettow, hatte in dieser Hinsicht offenbar Anschauungen, die über die bisherigen hinausgingen; er bemühte sich alsbald, die Gefechtsausbildung der Schutztruppe auch zum Kampfe gegen einen europäischen Gegner umzustellen. Immerhin war eine Grundlage für eine Mobilisation gegen einen von allen Seiten hereinbrechenden europäischen Gegner nicht vorhanden, und konnte es ja auch nach Lage der Dinge nicht sein.

Als bereits am 8. August zwei englische Kreuzer die Funkenstation Dar-es-Salam beschossen, war die Lage geklärt; die Kongo-Akte war zerrissen. Daß der Gegner aus Ostindien und Südafrika beliebige Massen von Truppen und jedenfalls in überwältigender Zahl heranzuführen konnte, war klar. So handelte es sich zunächst um Aufstellung einer wirklichen Streitmacht und um Sicherung der Durchführung ihrer Mobilisation. Letztere Aufgabe löste Lettow aktiv: er ließ die auf britischem Gebiet liegende Wasserstelle Taveta stürmen, so den Krieg in feindliches Gebiet tragend und die Ugandabahn bedrohend; dann zog er alle zunächst verfügbaren Kräfte bei Moschi, an der Nordgrenze, zusammen, so das reiche Gebiet am Kilimandjaro schützend und mit weiterem Einfall in das benachbarte, ebenfalls reiche britische Gebiet drohend.

Was an Europäern nur halbwegs wehrhaft war, eilte zur Truppe, so daß zunächst gegen 2300 Europäer in diese eintraten, im Verhältnis zu den, einschließlich Frauen und Kindern, insgesamt 3600 Deutschen eine gewiß achtungswerte Zahl. Diese wurden, soweit sie nicht als europäische Führer in die Askari-(Feld-)Kompagnien eingestellt wurden, in besonderen „Schützen“-Kompagnien zusammengefaßt. An farbigen Rekruten war kein Mangel, die Eingeborenen drängten sich zur Truppe, und man hätte unbegrenzt Formationen aufstellen können, wenn nicht der schmerzlich empfundene Mangel an Bewaffnung dem ein Ziel gesetzt hätte. Es waren nur wenige Kompagnien mit modernen Gewehren

ausgerüstet, die meisten hatten noch M 71, und auch von diesen mußten für die Neuaufstellungen die ältesten, oft schon längst als unbrauchbar ausrangierten Gewehre wieder hervorgesucht werden; ja einzelne Kompagnien mußten zunächst nur teilweise mit Gewehren, sonst mit Speeren bewaffnet bleiben. Die Bitten um Waffen und Munition für neue Formationen brachten vom Kommando oft nur die Antwort: „Holt sie Euch beim Feinde.“ Und das ist denn auch im Verlaufe des ostafrikanischen Feldzuges redlich geschehen.

Artillerie war knapp; vier alte M 73-Feldkanonen, die als Salutgeschütze in Dar-es-Salam standen, wurden wieder zurechtgemacht; eine bunte Gesellschaft von Gebirgs- und Schnellfeuergeschützen der verschiedensten Konstruktionen und Jahrgänge wurde von den Stationen zusammengerafft. Dazu kamen dann später noch die Bordgeschütze des Kreuzers „Königsberg“, einige mit einem Hilfsschiff durchgelangte Geschütze und, wie jetzt schon gesagt sein möge, zahlreiche dem Feinde abgenommene.

Anfang 1915 war eine Truppenmacht von rund 2100 Deutschen, 8000 Askari, 21 sehr buntscheckigen Geschützen und 75 Maschinengewehren zusammen. Diese Macht stieg im Laufe des ersten Kriegsjahres auf 10 Schützen-, 31 Feldkompagnien und verschiedene, zur Irreführung des Feindes mit Buchstaben bezeichnete andere Kompagnien. Die größte Heeresmacht, die Lettows Truppen erreicht haben, sind 3500 Europäer, 12 000 Askari gewesen; in dieser Zahl ist aber alles, Etappe, Sanitätsmannschaften, Depots, einbegriffen.

Gouverneur war Dr. Schnee; ihm stand eine vortrefflich eingespielte, erfahrene Verwaltung zur Seite, wenn diese auch infolge der zahlreichen, zur Fahne geeilten Beamten stark gelichtet war. Kommandeur war, wie schon oben erwähnt, seit Mai 1914 Oberstleutnant v. Lettow, ein Offizier, der, militärisch hervorragend geschult, stets in leitenden Stellungen gestanden und den Überseekrieg durch Teilnahme an den südwestafrikanischen Kämpfen und an der China-Expedition gründlich kennengelernt hatte. Unbeugsamer Wille, rücksichtslose Energie, ein Pflichtgefühl, das an sich selbst wie an seine Untergebenen die höchsten Anforderungen stellte und keine Schwierigkeiten kannte, diese Charaktereigenschaften, verbunden mit weitem Blick und umfassender Organisationsgabe, ließen in seiner Person alle Eigenschaften des gegebenen afrikanischen Führers sich vereinigen. Und er übernahm in der in treuer soldatischer Gesinnung durch Jahrzehnte hindurch erzogenen farbigen Truppe ein Werkzeug, wie es sich besser und vollkommener für die große Aufgabe nicht erdenken ließ.

Der Kriegsschauplatz — das war von vornherein klar — mußte eben die Kolonie selbst sein. Und da richteten sich Englands begehrlische Blicke zunächst nach dem Norden der Kolonie, dem durch deutschen Siedlerfleiß herrlich erblühten Hinterland von Tanga, längs der von dort nach dem Kilimandjaro führenden Bahn. Dieses Gebiet war ein Kampfspreis, der einen hohen Einsatz lohnte. Und der märchenschöne Schneegipfel des Königs der afrikanischen Berge, der im Abend-

schein seinen Schneeglantz in Purpur hüllt, hat, ins englische Land hinüberleuchtend, die Sehnsucht, ihn zu besitzen, entfachen müssen. Der Zauber seines ewigen Schnees unter der sengenden Sonne der Tropen, im Lande der blumenreichen Steppe, ist unvergleichlich. Und hier in diesem Gebiet verbinden sich die größten landschaftlichen Schönheiten mit den höchsten wirtschaftlichen Werten; gesundes Klima, fruchtbarster Boden, reichliches Wasser geben hier die Bedingungen zur größten Entwicklung. Daß also der Norden des Schutzgebiets der erste Kriegsschauplatz sein würde, war klar; und dem trugen auch die ersten Maßnahmen des Kommandeurs volle Rechnung.

An Verkehrsmitteln waren die beiden bekannten Bahnen vorhanden: im Norden die von Tanga nach dem Kilimandjaro, in der Mitte die von Dar-es-Salam nach den Binnenseen führende Zentralbahn. Fahrbare Straßen gab es wenige, Kraftfahrzeuge nur vereinzelt, außer mit den Bahnen erfolgte der Lastenverkehr vom Innern und ins Innere mit Lastenträgern. Telegraphenlinien bestanden längs der Bahn mit einigen Abzweigungen, außerdem unterhielt die Truppe noch ein System von Heliographenstationen. Ein größerer Funkturm war, leider sehr gefährdet, bei Dar-es-Salam, kleinere Anlagen im Innern am Viktoriassee.

Gerade die Hartnäckigkeit der Verteidigung Deutsch-Ostafrikas, die eben nur bei dauernder, hinreichender Verpflegung möglich war, hat dargetan, welche gewaltigen wirtschaftlichen Werte die Kolonie besitzt, größere Werte, als selbst Kenner dieses Landes je geahnt haben. Der Vieh- und Wildbestand war gewaltig und gab Fleisch und Fette, welche letztere noch durch die Pflanzenfette nahezu unbeschränkt ergänzt wurden. Getreide wie Kartoffeln waren vorhanden, Kaffee- und Tabakanbau hinreichend, Alkoholika wurden selbst gebraut, und das auch für die Tropen unentbehrliche Fieberheilmittel, das Chinin, wurde von der landwirtschaftlichen Versuchstation in Umani trefflich hergestellt. An Europäer wie an Eingeborenenverpflegung war bis zuletzt kein Mangel. — Das Bargeld verschwand allerdings ziemlich rasch aus dem Verkehr. Es ist aber ein glänzender Beweis für das felsenfeste Vertrauen, das nicht nur die Askari, sondern alle Farbigen zu Deutschland hatten, daß das recht unvollkommen hergestellte Papiergeld im vollsten Vertrauen auf die spätere Einlösung überall ohne Murren entgegengenommen wurde.

Das Schutzgebiet grenzte nördlich an Britisch-Ostafrika und das Uganda-Protectorat, westlich an das belgische Kongogebiet, südwestlich an Rhodesia und Britisch-Nyasaland, südlich an Portugiesisch-Afrika. So war es von Feinden umgeben.

Entsprechend gewaltig überlegen waren auch gleich bei Kriegsausbruch die feindlichen Kampfmittel. Der insgesamt bei ihrem Höchststande, einschließlich Europäern, etwa 15 000 Mann starken Truppe stellten die Engländer allein 50 000 Europäer und gegen 250 000 Farbige gegenüber. Was an belgischen und portu-

gießischen Truppen gegen die kleine Schar außerdem noch aufgeboden worden ist, läßt sich nicht angeben; so viel aber dürfte feststehen, daß zeitweise insgesamt gegen 500 000 Mann feindlicher Kräfte gegen die Ostafrikaner im Felde gewesen sind. Sicher ist zeitweise, namentlich gegen Ende des Feldzuges, die hundertfache Übermacht feindlicherseits in Bewegung gewesen. Dem Feinde standen alle modernen Kampfmittel, Artillerie, technische Truppen, Telegraph, Flugzeug, Kraftfahrzeug im reichsten Maße zu Gebote. Die Engländer geben z. B. selbst zu, über 12 000 Kraftfahrzeuge, meist zu Verpflegungszwecken, im Gange gehabt zu haben. Also auf jeden deutschen Askari allein ein feindliches Lastauto! Reittiere haben die Engländer allein gegen 150 000 eingeführt, auf jeden deutschen Askari 12! Und trotz dieser beinahe unglaublichen Zahlen wehte nach 4½ Jahren die deutsche Flagge noch unbesiegt in der Kolonie! —

Nachdem am 8. August 1914 die Engländer den Funkenturm bei Dar-es-Salam beschossen und ziemlich gleichzeitig an der westlichen Grenze auf dem Nyassa-See den ahnungslosen deutschen Dampfer Hermann v. Wissmann gekapert hatten, war der Kriegszustand völlig klargestellt, und das Kommando zögerte denn auch nicht mehr, durch Einnahme der Wasserstelle Taveta den Krieg in englisches Gebiet zu tragen; ungefähr gleichzeitig erfolgten auf dem ganzen Umkreise der Grenze des Schutzgebiets, hauptsächlich am Viktoriasee, am südlichen Tanganjikasee und am Nordende des Nyassasees Angriffsbewegungen. Wenn diese in Anbetracht der numerisch weit überlegenen gegenüberstehenden feindlichen Kräfte keine besonderen taktischen Erfolge hatten, so war der Erfolg doch auf einem anderen Gebiete ein sehr wesentlicher: er täuschte den Gegner über die geringen deutschen Kräfte; — behaupteten doch englische Zeitungen, die deutsche Kolonie hätte mehr denn 40 000 Streiter! — und veranlaßte ihn zu einer uns sehr erwünschten Zersplitterung seiner Kräfte.

Taveta war eine der Nordgrenze der Kolonie nahe gelegene englische Wasserstelle, hinter der ein breiter wasserloser Landstrich auf englischem Gebiet liegt; war also Taveta in deutschem Besitz, so konnte der Engländer nicht größere Massen durch diesen wasserlosen Strich führen, ohne zuvor diese Wasserstelle erkämpft zu haben. Dem Umstande, daß hier schnell angefaßt wurde, ist es sicher mit zu verdanken, daß die Deutschen Jahr und Tag lang in bestrittenem Besitz des nördlichen Siedlungsgebiets geblieben sind. — Zahlreiche Patrouillen gingen von Taveta aus gegen die Ugandabahn vor, in der ersten Zeit allerdings mit nur geringem Erfolge, bis auch diese Kriegsführung, die Fernpatrouille, zu Fuß und mit improvisierter berittener Infanterie, sich eingespielt hatte und dann vortreffliche Erfolge zeitigte. 6 Tage ohne Wasser mußten diese Sprengpatrouillen laufen, aber die Furcht vor ihnen war so groß, daß zeitweise der englische Lokomotivführer nur gegen 1000 Pfund zu bewegen war, die Maschine zu führen, da er ständig gewärtig sein mußte, mit seiner Maschine in die Luft zu fliegen!

Die Zusammenziehung der verfügbaren Truppen im Nordosten war anfangs

Oktober beendet; allerdings hatten einzelne Kompagnien außerordentliche Marschleistungen zu überwinden gehabt, so die vom Kivusee Mitte August abgerückte 11. Feldkompagnie, die über 1000 km ununterbrochenen Marsches zurückgelegt hatte. Die Grenzwehr im Norden hatte inzwischen mancherlei Kämpfe, allerdings nur kleinerer Abteilungen, in der Gegend des Kilimandjaro; bei einem dieser Gefechte stieß die 10. Kompagnie (Hauptmann Tafel) mit englischen weißen Freiwilligen, Farmern und Buren, zusammen. Diesen vortrefflichen Reitern und Schützen gingen die deutschen Askari aber mit aufgepflanztem Seitengewehr derart zu Leibe, daß mehr denn die Hälfte des Feindes auf dem Platze blieb, und daß die englischen Farmer und Buren für eine ganze Weile aus der Front verschwanden.

Für den Nachschub, insbesondere das Verpflegungswesen, mußte nun, in Rücksicht darauf, daß der Norden auf längere Zeit hinaus Hauptkriegsschauplatz werden würde, gründlich gesorgt werden. Nachteilig war, daß die Nordbahn, von Tanga ausgehend, mit der Zentralbahn, von Dar-es-Salam ausgehend, keine Schienenverbindung hatte. Im Frieden war die Verbindung zwischen diesen beiden Ausgangspunkten an der Küste zu Schiff erfolgt, das war nun nicht mehr möglich. So entstanden zwei Etappenstraßen, die die Orte Morogoro und Dodoma an der Zentralbahn mit den Orten Korogwe und Aruscha an der Nordbahn verbanden. Ebenso wurde das reiche Südwestgebiet (Langenburg) und das nicht minder reiche Nordwestgebiet (Viktoriasee) mit Etappenstraßen an Tabora und damit an die Zentralbahn angeschlossen (siehe Skizze auf S. 398). Besonders großes Verdienst um die ganze Organisation des Nachschubs, insbesondere die Beschaffung und den weiteren Ausbau der Verpflegung, erwarb sich der langjährige Pflanzler, Hauptmann d. L. Feilke.

Bisher war es gelungen, den Krieg in Feindesland zu tragen; Ostafrika war nun schon seit 3 Monaten von dem so stark überlegenen Feinde unberührt, ein Zustand, der dem englischen Ansehen höchst unangenehm sein mußte. So ergab sich leicht der feindliche Versuch, nunmehr von der Küste her ins Innere zu stoßen und auf diesem Wege sich in den Besitz des begehrten Nordens der Kolonie zu setzen. — Am 2. November 1914 erschienen zwei Kriegsschiffe und 14 große Transportdampfer vor Tanga, auf denen ein großes englisch-indisches Expeditionskorps eingeschifft war. Der Bezirksamtmann Auracher, zur bedingungslosen Übergabe der — offenen! — Stadt aufgefordert, und, obwohl Parlamentär, mit dem Tode bedroht, lehnte dieses Ansinnen glatt ab. Ein Versuch, am Abend des 2. November noch Truppen zu landen, wurde von der schwachen Besatzung Tangas (eine halbe Kompagnie Adler) abgewiesen; am 3. November früh gelang aber nördlich der Stadt Tanga eine feindliche Landung, doch leistete dort die schwache Kompagnie Adler dem Vordringen des Feindes, der inzwischen gegen 2000 Mann gelandet hatte, zähen Widerstand. Gegen Morgen traf endlich Verstärkung ein, 2 Kompagnien, die das Kommando von Moschi her mit der

Nordbahn entsandt hatte. Ihre Weisung lautete nur: wenn der Feind gelandet ist, werft ihn ins Meer! Drei Kilometer vor Tanga hielt der Zug; im „*March, March*“ ging es auf das Gefechtsfeld, das aus hohen Getreidefeldern und hohem Palmenwald bestand. Nicht auf 50 m konnte man sehen, wie der Gegner aussah; ob weiß, schwarz oder gelb, erkannte man erst, als man ihm Auge in Auge gegenüberstand. „*Seitengewehr pflanzt auf, march, march, hurra*“, das alte Sturmsignal ertönte, und mit blankem Seitengewehr unter Siegesgeheul stürzten sich die braven Askari auf die Inder, die von Grausen gepackt zurück der Küste zustürzten und in heller Flucht ihre Schiffe erreichten. 200 Mann hatten 2000 des Feindes geschlagen; allein über 200 Tote ließ der Feind auf dem Kampffelde zurück.

Daß aber noch Schwereres bevorstand, damit mußte gerechnet werden; war doch die Stärke des feindlichen Expeditionskorps gegen 9000 Mann, ein weißes Regiment (North Lancashire Rgt.), 8 indische Regimenter und Sondertruppen jeder Art, die von zahlreichen Schiffsgeschützen wirksam unterstützt werden konnten. Ihnen konnten, nach Heranziehung aller verfügbaren Truppen vom Kilimandjaro her, nur etwa 900 Mann deutscher Truppen entgegengestellt werden. Am 4. November, gegen 1 Uhr nachmittags, gingen die Engländer zum Angriff vor, in der Mitte das europäische Regiment, links und rechts angelehnt die indischen Regimenter. Gleichzeitig griffen die Schiffsgeschütze ein und nahmen Tanga planmäßig unter Feuer. Das Lancashire-Regiment, alte langgediente Mannschaften, griff außerordentlich brav an, und stieß gegen die Mitte vor, wo die deutschen Schützenkompagnien standen: Pflanzer, Kaufleute, Missionare, Handwerker und Beamte, die hier ihr neues Vaterland grimmig verteidigten und zäh standhielten, auch als ihr Führer, der alte Afrikaner Tom von Prince, fiel. Hier stockte der Angriff der Lancashires, und sie begannen, zunächst noch langsam und geordnet, zurückzugehen, bis sich ihr Rückzug, als sie Maschinengewehrfeuer aus der Flanke bekamen, in volle Flucht wandelte. Gegen 4 Uhr setzte der Kommandeur seine Reserve, die vortreffliche 13. Feldkompagnie, zum Gegenstoß auf der rechten Flanke ein, die gegnerische Front stuzte, und gleichzeitig stürzte die ganze Front mit jubelndem Hurra vor. Die Maschinengewehre hämmerten furchtbar in die in dicken Klumpen zurückflutenden Inder hinein, und erst die einbrechende Tropennacht deckte die wilde Flucht des Feindes. Der Erfolg war ein gewaltiger: der Gegner meldete selbst 800 Tote, darunter 150 Europäer. Sein Gesamtverlust ist daher mindestens mit 2000 Mann an Toten, Verwundeten, Gefangenen anzunehmen. Die eigenen Verluste waren dagegen ganz gering: 16 Europäer, 48 Askari tot. Auch die Kriegsbeute war für afrikanische Verhältnisse enorm; vor allem 600 moderne Gewehre, die sofort zur Bewaffnung der Askari verwendet wurden, eine halbe Million Patronen, Telephonleitungen, Ausrüstungen, Verpflegung und wichtige Akten, die ergaben, wie gründlich und seit wie langer Zeit die Engländer die Kolonie ausspioniert hatten. Und noch ein

anderes: Tanga ist die Schlacht der Einzelhandlungen; eigentlich allerorts wurde hier Mann gegen Mann gekämpft. Und da zeigte sich die außerordentliche Überlegenheit der deutschen Askari, deren jeder einzelne gründlich durchgebildet, von glänzendem Geiste beseelt, straff diszipliniert und deshalb selbst einem Mehrfachen des Feindes unbedingt überlegen war. Die indischen Truppen waren, wie nachher Gefangene berichteten, nach ihrem Mißerfolg am 3. November bereits so entmutigt gewesen, daß sie nur nach Ausgabe von Alkohol und unter Anwendung der Peitsche in die Leichter getrieben worden waren. In dicken Klumpen geballt hatten die Inder angegriffen, im Gänsemarsch liefen sie davon. Tanga beweist, daß deutsche Arbeit jedes Menschenmaterial auszubilden und zu bewundernswerten Leistungen zu befähigen vermag. Das war der Haupterfolg der Schlacht; die Begeisterung und das Selbstgefühl der braven Askari wuchs ins Ungeheure, und das Vertrauen in die eigene Kraft wurzelte nunmehr unzerreißbar fest in der ganzen Truppe.

Der Feind bootete noch in der Nacht zum 5. November ein; da er mit seiner völlig zerrütteten Truppe nichts mehr anfangen konnte, fuhr er nach Norden ab.

Das englische Unternehmen gegen den Kolonie-Norden war groß angelegt gewesen. Gleichzeitig am 3. November hatte er nämlich nordwestlich des Kilimandjaro am Longiddo-Berg angefaßt. Dort griffen im Morgennebel etwa 1000 Mann an und erstiegen, unter der Führung von Massais, den aus der freien Steppe herausragenden Berg, den Major Kraut mit 3 Askari- und 1 Europäer-Kompagnie verteidigte. Der Feind wurde umfaßt, rasch zurückgeworfen und auch dieser Kampf endete mit einer gründlichen Niederlage der Engländer.

Der Erfolg von Tanga war ein außerordentlicher; nicht nur den Europäern war der Wille zum äußersten Kampf gestärkt, auch von den Farbigen strömten nunmehr die Besten ihrer Stämme herbei und drängten sich zum Dienst in der ruhmbedeckten Truppe.

Das Kommando hatte die bei Tanga eingesetzt gewesenen Kompagnien wieder alsbald in das Kilimandjaro-Gebiet zum Schutze des Nordens abtransportiert. Der Gegner versuchte nun die Eroberung des Nordens auf einem anderen Wege. Anfangs Januar 1915 gingen die Engländer von ihrem Hafen Mombassa aus an der Küste vor, überschritten die Grenze und setzten sich auf einer hart an der Grenze gelegenen deutschen Sisalagavenpflanzung, namens Jassini, fest. Die Gefahr erkennend, beschloß das Kommando, den Feind hier ungesäumt hinauszuerwerfen; die Hauptmacht der am Kilimandjaro versammelten Truppe wurde mit der Bahn nach Tanga gebracht, und von da im Gewaltmarsch nach Jassini herangeführt. Der Feind hatte sich hier gut verschanzt, hatte das Fabrikgebäude stark befestigt, vor allem ein zusammenhängendes, etwa 200 m im Biered großes Erdwerk so ausgezeichnet angelegt, daß es erst auf kürzeste Entfernung überhaupt zu entdecken war. Die stacheligen Sisalagaven der umliegenden Felder waren das

wirkfamste Hindernis, weit besser als ein Stacheldrahtnetz. — Am Morgen des 18. Januar wurde angegriffen, die Fabrikanlagen genommen, das Erdwerk wurde vollständig eingeschlossen, ein starker Entsatzversuch von Norden her abgeschlagen. Ein schweres Feuergefecht, mit großer Erbitterung geführt, setzte nun auf kurze Entfernung ein, bei der Bluthitze — der Januar ist der heißeste Monat der Tropen — in den stacheligen Agavenfeldern, ohne Wasser, — nur die frischen Kokosnüsse boten gelegentlich Labfal —, eine harte Leistung, um so mehr, als der Gegner in seinem Erdwerk vollkommen eingedeckt und nur durch schmale Schießscharten zu treffen war. Am Morgen des 19. Januar versuchte der Feind nochmal einen Ausfall, der mißglückte, worauf er die weiße Fahne hißte. Vier Kompagnien Inder, mit reichlicher Munition, streckten die Waffen. Es war erhebend zu sehen, wie die wundervollen Askari lautlos, aber mit kriegerischem Stolz im Gesicht diese ihnen weit überlegene Schar Gefangener an sich vorbeiziehen ließen. Eine englische Brigade (General Tighe) hinter Wall und Graben war von 9 Kompagnien im Angriff überwältigt und erledigt worden. Kein Wunder, daß sich die Truppe allmählich für unüberwindlich und den Kampf gegen eine große Überzahl für ganz selbstverständlich hielt. Der Gegner hatte gegen 700 Mann eingebüßt, die Schutztruppe gegen 100; unter den gefallenem Europäern leider den vortrefflichen Bataillonsführer Major Keppler.

Auf den übrigen Fronten der Kolonie hatten sich inzwischen verschiedene kleinere Kämpfe abgespielt; eine Kolonne (v. Langenn) hatte, allerdings erfolglos, die befestigte englische Grenzstation Karonga in Britisch-Rhodesia anzugreifen versucht; von Muansa aus hatte eine andere Kolonne in Britisch-Ostafrika ein Gefecht gehabt; Hauptmann Wintgens hatte einen belgischen Posten auf einer im Kiwusee gelegenen Insel überfallen und später selbst einen Angriff erheblich überlegener belgischer Kräfte bei Kissenji zum Scheitern zu bringen verstanden. Brennpunkt des Kampfes blieb jedoch nach wie vor der Norden; dort wurde jetzt mit Patrouillen fräftig und erfolgreich gegen die britische Hauptverkehrsader vorgegangen und Brücken wie ganze Züge immer wieder in die Luft gesprengt. Die Patrouillen, aus 3 bis 6 Köpfen bestehend, waren in wasserloser 150 km breiter Steppe oft 2 bis 3 Wochen allein unterwegs; jede dieser Patrouillen stellt eine vorbildliche Heldentat dar.

An Marinestreitkräften war auf ostafrikanischer Station nur der kleine Kreuzer „Königsberg“, Kommandant Kapitän z. S. Vooff. Die „Königsberg“ hatte in den ersten Kriegsmonaten in den indischen Gewässern gekreuzt und ein großes Transportschiff mit reicher Ladung aufgebracht. Am 20. September griff die „Königsberg“ im morgendlichen Dämmerlicht den gleich großen englischen Kreuzer „Pegasus“ auf der Reede von Sansibar an; die tadellos arbeitende Artillerie der „Königsberg“ setzte Breitseite auf Breitseite in den Feind, eine Explosion erfolgt, der „Pegasus“ sinkt. Heller Jubel hierüber ging durch das Küstengebiet; war es doch gerade der „Pegasus“ gewesen, der an allen offenen

Küstenstädten der Kolonie der Reihe nach ungestraft seinen Übermut ausgelassen hatte. Munitions- und Kohlenmangel zwang jedoch nunmehr die „Königsberg“, sich in die Mündung des Rufidji zurückzuziehen. Am 6. Juni 1915 — so lange sollte es noch dauern — wurde der Vernichtungskampf gegen den einsamen, festliegenden Kreuzer „Königsberg“ mit einer Machtentfaltung von 4 Kreuzern, 3 Hilfskreuzern, 7 armierten Walfischfängern, 2 Monitoren begonnen, nach neunstündigem Gefecht abgebrochen, jedoch 5 Tage darauf wiederholt. Nach heldenmütigem Kampfe und nach völligem Aufbrauchen der Munition wurde der Kreuzer auf Befehl des schwer verwundeten Kommandanten gesprengt. Die 10-cm-Schiffsgeschütze wurden später wieder gehoben und haben der Truppe bei den ferneren Kämpfen im Innern vortreffliche Dienste geleistet.

April 1915 traf ein Hilfschiff aus der Heimat ein, nachdem es die englische Blockade durchbrochen hatte; der Führer (Christiansen) mußte es aber, von einem englischen Kreuzer gejagt, auf Strand setzen. Doch gelang es mit unermüdlicher treuer Hilfe der braven Eingeborenen Riste für Riste der Ladung herauszuholen und diese in 4 Wochen zu bergen. — Vorweggenommen sei hier gleich mit erwähnt, daß noch ein zweites Hilfschiff, die „Marie“, im März 1916 durchkam und wertvolles Material: 4 Feldhaubizen, 2 Gebirgskanonen, Reservelafetten und reichlich Munition für Artillerie und Infanterie mitbrachte. Auch hier halfen wieder die braven Farbigen wacker, indem sie zu Tausenden unermüdlich die Wege und Brücken für die Transporte der Geschütze zur Front herstellten.

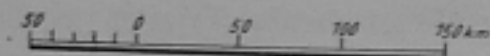
Der Rest des Jahres 1915 sah zahlreiche kleinere Unternehmungen, deutscher-, wie feindlicherseits in dem heftig umstrittenen Gebiet des Kilimandjaro. Im übrigen wurde tüchtig an Wiederergänzung der Vorräte, die sich allmählich aufbrauchten, gearbeitet. Es ist hochinteressant zu sehen, wie die Kolonie sich aus eigenen Mitteln das meiste zu schaffen verstand: Baumwollspinnereien und Webereien entstanden, mit einer braungrünlichen, dem afrikanischen Busch angepaßten, selbst hergestellten Farbe wurden die Stoffe gefärbt; mit dem von den Pflanzungen gewonnenen, selbst vulkanisierten Gummi wurden Fahrräder und die wenigen vorhandenen Automobile bereift, statt des Benzol wurde ein ähnliches Antriebsmittel — Trebol genannt — hergestellt; Kerzen und Seifen gekocht, Leder gegerbt, gute Stiefel selbst hergestellt; Verpflegung wurde allerorts gesammelt, die Truppe durch weitere Einstellungen erhöht. Dies war nötig, denn alle Anzeichen sprachen schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 dafür, daß der Feind nunmehr zu einem großen Angriff schreiten werde. Da er mit indischen und Eingeborenentruppen bisher wenig Erfolge gehabt hatte, griff er jetzt auf die Südafrikaner zurück, die um so leichter zu haben waren, da ihnen wegen ihres verhältnismäßig leichten Erfolges über Deutsch-Südwestafrika der Ramm etwas geschwollen war. Sie sollten aber in Deutsch-Ost etwas anders belehrt werden. Erhöhter Dampferverkehr in Mombassa, verstärkter Zugverkehr auf der Uganda-bahn, intensives Vortreiben der Zweigbahn von Voi aus auf Moschi zu (siehe

Skizze 19), alles Anzeichen, die in aufgefangenen Briefen ihre Bestätigung fanden und für einen beabsichtigten großen Angriff sprachen. Die weit in die Steppe



Erläuterung:  
 — Bahnen, im Frieden bestehend.  
 ++++ Kriegsbahn der Engländer.  
 — Deutsche Haupt-Flappenstraßen.  
 // Grenze.

1:5 000 000



Skizze 19. Ereignisse im Norden.

hinaus vorgeschobenen kleinen deutschen Posten wurden daher aufgegeben, und eine besser zu verteidigende Bergstellung auf dem El Olorobbo-Hügel östlich Taveta eingenommen. Anfangs Februar 1916 entfalteten die Engländer dieser

gegenüber ihre neue Macht in eigenartiger Weise; in blanker Grassteppe rückten sie wie auf dem Exerzierplatz vor: Schützenlinie, dahinter Unterstützungszüge, dahinter Reserven, hinten geschlossene Kavallerie-Regimenter, etwa 2000 Mann stark, von 3 km bis auf 500 m heran und blieben dann liegen. Da die deutsche Truppe keine Artillerie und nur wenig Infanterie-Munition hatte, war befohlen, den Gegner bis 200 m heranzulassen und ihn erst dann mit Feuer zu überfallen. Aber nach zweistündigem Warten ging der Gegner, wie er gekommen war, zurück; es fiel kein Schuß. —

Wenige Tage darauf griff der Feind wirklich mit 8000 Mann, durchweg weißen Truppen, die 3 Kompagnien unter Major Kraut in der El Olorobbo-Stellung an, wurde aber mit schweren Verlusten abgewiesen; vor den Bajonetten der wenigen hundert zum Gegenstoß antretenden deutschen Askari wandten sich die Tausende weißer Gegner zur Flucht. Die Südafrikaner gestanden später ein, daß ihnen dieses erste Gefecht mehr Leute gekostet habe als der ganze Feldzug in Deutsch-Südwestafrika.

In diesen Tagen erschienen auch zum ersten Male feindliche Flieger. Durchaus verständlich war es, daß diese den Eingeborenen zunächst großen Schrecken einflößen mußten, um so mehr, als die Engländer verbreitet hatten, dies sei ein neuer Gott, der ihnen jetzt zur Hilfe käme und dem man sich unterwerfen müsse, wenn man nicht rettungslos zugrunde gehen wolle. Als aber das erste Flugzeug abgeschossen, und die Teile des Apparats unter ungeheurem Jubel der Schwarzen ins Lager gebracht worden waren, war es mit dem Respekt vor dem neuen Gott endgültig und auf Nimmerwiederkehr vorbei.

Der neue englische Befehlshaber, der Burengeneral Smuts, verfügte im ganzen über 8 Brigaden Buren, glänzend ausgerüstet und mit allen Mitteln der modernsten Kriegstechnik versehen. Am 6. März ging er zum größeren Angriff über, beschäftigte mit Scheinangriff die Stellung am El-Olorobbo-Berge, stieß aber mit seiner Hauptmacht westlich vorbei, weshalb die Stellung vorn geräumt und eine weiter südlich am Reata-Berg eingenommen wurde. Hier kam es in den Tagen vom 9. bis 11. März zu schweren Kämpfen; in mehrmaligem Sturmanlauf und erbittertem Nachgefecht versuchten die entschieden tapferen Südafrikaner die Passhöhe des Berges zu nehmen. Der Gegner, der seine eingeborenen Truppen betrunken gemacht hatte und sie mit Gewalt vortrieb, griff mit wild tosendem Angriffsgeheul an, das in der dunklen Tropennacht allerdings wohl die für solche Eindrücke leicht empfänglichen Farbigen hätte wankend machen können; aber fest saß in unseren Askari die Disziplin, unerschütterlich wiesen sie den Gegner immer wieder ab, bis er den Angriff abbrach und auf Taveta zurückging.

Aber leider war, während diese Kämpfe sich auf der Ostseite des Kilimandjaro abspielten, eine englische Kolonne westlich des Berges durchgedrungen und bedrohte nun ernstlich die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Hauptmacht. So mußte der Kommandeur schweren Herzens den Kilimandjaro preis-

geben und in eine Stellung bei Rahe zurückgehen. Auch diese mußte vor starken umfassenden Kräften aufgegeben, und eine neue bei Lembeni eingenommen werden. Diese wurde sorgfältig ausgebaut; gleichzeitig wurde in ruhigem Betrieb an der Ausbildung der jungen Mannschaft weiter gearbeitet.

Inzwischen hatte die große Regenzeit eingesetzt. General Smuts, der nun das Kilimandjaro-Gebiet besetzt hatte, baute zunächst seine Verbindungen aus, vor allem schloß er die von Voi an der Ugandabahn abgehende Stichbahn an die deutsche Nordbahn an, während er den General van Deventer mit 4 Reiter-Regimentern auf Kondoa-Trangi vorbandte. Wenige Kompagnien, die ihm das Kommando nur entgegenstellen konnte, vermochten nicht zu verhindern, daß er Kondoa in die Hand bekam. Nun konnte van Deventer, weil die Pferdesterbe — die Tsetsefliege tritt in der Regenzeit besonders stark auf — unter seinem Bestand stark aufräumte, allerdings zunächst nicht weiter vor, obwohl er gern bis an die Zentralbahn vorgezogen wäre. Diese zu halten, mußte, nachdem der Norden allmählich hatte aufgegeben werden müssen, die nächste große Etappe des deutschen Widerstandes sein. Deshalb rückte der Kommandeur Mitte April mit dem Gros seiner Truppe dorthin ab, die weitere Verteidigung des Nordens dem Major Kraut überlassend. Dieser Marsch in der Regenzeit war eine Gewaltleistung, kilometerweise ging es bis zum Leib durch Wasser, namentlich für die armen Träger, die ihre 30 kg schweren Lasten auf dem Kopfe zu balancieren hatten, eine furchtbare Anstrengung. Der Kommandeur hatte so unter Ausbietung aller Kräfte etwa 15 Kompagnien mit einigen Geschützen versammelt, mit denen er am 9. Mai gegen Abend angriff. Ein schweres verlustreiches Nachtgefecht; aber der Feind hielt seine Stellungen. Auch die deutsche Truppe ging nun in Stellung, und es begann jetzt in dem Bergland, in einer weit über 30 km auseinandergezogenen Linie ein Stellungskampf, in dem die kleine deutsche Truppe alle Versuche des fünfmal stärkeren, mit reicher Artillerie versehenen Gegners, die beherrschenden Höhen zu nehmen oder von rückwärts zu fassen, zwei Monate lang immer wieder abwieß.

Während sich die Truppen van Deventers und Lettows Hauptkräfte bei Kondoa-Trangi gegenüber lagen, war General Smuts mit der englischen Hauptmacht an der Nordbahn weiter vorgegangen, woselbst, wie erinnerlich, das Kommando den Major Kraut mit nur geringen Kräften zurückgelassen hatte. Langsam ging Kraut an der Bahn nach Süden zurück, immer wieder sich setzend und den Gegner aufhaltend. Die für den Gegner so wichtige Bahnlinie wurde dabei gründlich zerstört, Züge wurden ineinander gefahren oder auf bereits gesprengte Brücken geschoben, alle Gebäude und Anlagen wurden gesprengt; kurz, der Feind konnte von der Bahn zunächst nur wenig benützen. Dann bog Kraut nach Süden, in Richtung auf Morogoro, ab.

Sitz des Gouvernements und der Etappenleitung war bisher Morogoro gewesen; dort waren die Hauptwerkstätten und Magazine alle noch wohlgefüllt.

Aber sie waren jetzt durch das Vordringen Smuts, der Kraut unmittelbar folgte, stark gefährdet. Deshalb gab Lettow Ende Juni den Kampf bei Kondoa-Trangi auf, ließ dort nur schwache Kräfte zurück, rückte nach Morogoro und vereinigte sich nördlich davon, bei Tuliani, mit der Abteilung Kraut. Aber der hier erwartete Angriff der Engländer blieb lange aus, wohl weil bei ihm Stockungen im Nachschub eingetreten waren. So setzte beiderseits starke Patrouillentätigkeit ein; der Gegner hatte diese durch seine zahlreichen Flieger recht einfach, während die deutschen Truppen es mit ihren Fußpatrouillen erheblich weniger bequem hatten. Aber diese arbeiteten glänzend: Da wurde ein Transport überfallen, dort flog ein auf eine Mine gefahrenes Lastauto in die Luft, hier wurde eine Streckenpatrouille abgefangen, dort ein Personenauto zusammengeschoßen, kurz, die Engländer wurden gezwungen, außerordentliche Kräfte und umfassende Maßnahmen zur Sicherung ihres Rückens zu verwenden. Schwierig war allerdings auch für die Engländer, daß, während die Deutschen alles, auch im Etappenbereich, mit Trägern beförderten, sie sich jedesmal für ihren nur auf Lastautos bewirkten Nachschub immer wieder neue Verkehrsstraßen anlegen mußten.

Die wenigen unter Hauptmann Otto bei Kondoa-Trangi zurückgelassenen Kompagnien wurden allmählich von Deventer auch auf Morogoro zurückgedrängt. Mit dem Augenblick, wo der Feind bei Dodoma die Zentralbahn erreichte, war nunmehr auch die Verbindung zwischen dem Osten und dem Westen der Kolonie zerstört. Die Führung im Osten behielt Lettow, die im Westen der General z. D. Wahle; von der Tätigkeit der Abteilungen im Westen wird noch später die Rede sein.

Smuts hatte anscheinend gerechnet, daß die deutsche Schutztruppe hier, bei Morogoro, im Uluguru-Gebirge zum letzten Widerstand rüsten würde. Da meldeten ihm aber erstaunlicherweise seine Flieger, daß die Deutschen auf zwei Etappenlinien über das steile Uluguru-Gebirge hinweg alles nach Kiffaki südlich dieser Berge abschleppen ließen. Was die braven Träger beim Übergang über das Uluguru-Gebirge geleistet, ist fast übermenschlich. Immer und immer wieder hin und her pendelnd, kaum zur dürftigsten Ruhe kommend, sind die braven Farbigen mit ihren mehr denn  $\frac{1}{2}$  Zentner schweren Lasten auf dem Kopf unermüdet, immer unverdroffen und willig, über die steilen, kaum von menschlichen Füßen betretenen Pässe des unwirtlichen Gebirges geklettert.

Smuts warf nunmehr westlich um das Uluguru-Gebirge herum zwei berittene Burenbrigaden auf Kiffaki, um so der Truppe ihre Lebensadern und den Weg nach Süden zu nehmen. Lettow gab daraufhin die Verteidigung von Morogoro auf und eilte über das Uluguru-Gebirge nach Kiffaki. Dort wurden beide feindlichen Brigaden in zwei schweren Gefechten, eine nach der anderen, gründlich geschlagen und geworfen. Inzwischen wurde auch die weiter östlich vorrückende Hauptmacht des Generals Smuts von Lettow, der ihr sofort entgegengeeilt war, in schweren Kämpfen vom 11. bis 13. September zum Stehen gebracht. Hier, hart südlich



Riffafi, am Mgeta-Fluß, blieb die deutsche Truppe stehen; die Mgetalinie wurde jetzt wieder festgehalten. — Zu großen Stößen war die Smutsche Armee fürs erste nicht mehr fähig. Hier in dieser Gegend herrschen die tropischen Krankheiten besonders; Malaria, Ruhr, Schwarzwasser- und Rückfallfieber hausten furchtbar unter dem Feinde und rafften Tausende fort. Es ist eben eine alte Erfahrung, daß größere weiße Truppenmassen für Kriegführung in den Tropen ungeeignet sind. Auch die Pferdesterbe hatte die Reittiere des Feindes gewaltig gelichtet. Mensch wie Tier waren durch den Krieg beim Gegner gründlich mitgenommen. Dabei hatte der Gegner den schwersten Teil, die Kriegführung in dem weniger erschlossenen, verpflegungsärmeren, unwirtlicheren und unwegsameren, dabei auch von der eigenen Basis weiter entfernten Süden der Kolonie noch vor sich! Und die deutsche Truppe stand, wenn auch geschwächt, doch vollkommen kampfkraftig und felsenfest zum Widerstand bis aufs Messer entschlossen vor ihm! Kein Wunder, daß General Smuts es mit Parlamentieren versuchte und am Lettow Anfang Oktober 1916 schrieb: „Da der Krieg in ein Land mit tödlichem Klima und ohne Hilfsmittel getragen wurde, müssen Sie sich fragen, ob Sie es verantworten können, den Krieg fortzusetzen. Ich biete Ihnen heute noch höchst ehrenvolle Bedingungen für eine Kapitulation. Wenn Sie dies Angebot ausschlagen, so werden die Generale Hunger und Fieber sicher in wenigen Wochen Ihre Truppe vernichten. Und dann wird Ihnen nur bedingungslose Übergabe übrig bleiben.“ — Wenn der Engländer edelmütig ist, so weiß der, der ihn kennt, Bescheid; Smuts war zur Zeit eben am Ende seiner Machtmittel. Er schickte auch tatsächlich seine zusammengebrochenen Südafrikaner nach Hause, fuhr selbst nach England, ließ sich dort auf Vorschuß als Sieger über Deutsch-Ostafrika feiern und überließ es seinem Nachfolger, dem englischen General Hoskins (der bald darauf von General van Deventer abgelöst wurde), sich neue Truppen, diesmal vorwiegend Farbige, aus Rhodesia, Britisch Nyassa-Land, Nigeria, von der Goldküste, aus Indien, dem Kongo-Staat und selbst aus Westindien zusammenzuholen. So entstand hier eine mehrmonatliche Kampfpause bis zum Anfang des Jahres 1917.

Nun noch ein kurzer Blick auf die übrigen Fronten der Kolonie: Dort hatte gleichzeitig mit der Smutschen die feindliche Offensive an den verschiedensten Stellen eingesetzt.

Im Norden, am Viktoria-See, waren schon im Mai 1916 starke englische Kräfte gelandet worden und hatten die dortigen schwachen Abteilungen von Bukoba und Muansa (die sich vereinigt hatten) gegen Tabora zurückgedrückt.

An der nordwestlichen Ecke der Kolonie hatte der ausgezeichnete Hauptmann Wintgens länger denn 1½ Jahre lang allen feindlichen (belgischen) Angriffen auf die reiche Landschaft Ruanda erfolgreich widerstanden; erst als noch eine zweite belgische Kolonne vom Süden des Kiwusees her und eine dritte englische Kolonne vom Osten her ihn in seiner zäh verteidigten Stellung von Rissenji (am Nordrand

des Kiwu) einzuschließen drohten, räumte er diese und ging in die Landschaft Urundi zurück, wo er auch die Truppen vom Nordende des Tanganyikasees an sich zog. Dort konnte er den weiteren Vormarsch der mehr denn zehnfachen belgischen Übermacht trotz tapferer Rückzugsgesechte auf die Dauer nicht hindern; er ging daher weiter in Richtung auf Tabora zurück, sich inzwischen auch mit den gleichfalls auf Tabora zurückgehenden Bukoba- und Muansa-Truppen vereinigend. — Wie erinnerlich, waren dadurch, daß der Gegner bei Dodoma die Zentralbahn erreicht hatte, die deutschen Hauptstreitkräfte im Osten von den Westkräften getrennt worden, weshalb der zum Besuch seines Sohnes in der Kolonie anwesende General Wahle in Tabora als Westbefehlshaber daselbst bestimmt worden war.

Im Westen war auf dem Tanganyikasee eine kleine Flotte improvisiert worden, besonders dadurch, daß ein dort noch im Bau begriffener 1200-Tonnen-Dampfer „Graf Goeben“ tatkräftig fertiggestellt und armiert wurde. Hier, an die Endstation der Mittellandbahn, den Hafen Rigoma, hatte der Kommandant des im August 1914 im Hafen von Dar-es-Salam versenkten Vermessungsschiffs „Möwe“ seine Besatzung hingeführt und mit ihr seine kleine Flotte auf dem Tanganyikasee besetzt. Diese beherrschte von dem Stützpunkt Rigoma aus den See und zwang die Belgier lange, größere Truppenmassen am Tanganyika in Bereitschaft zu halten, die der Kriegführung im Norden, am Kiwusee, entzogen blieben. Als der Feind im Norden aber weiter vordrängte und die winzige Besatzung von Rigoma Gefahr lief, abgeschnitten zu werden, wurde Rigoma im Juli 1916 geräumt, und die Besatzung ging nach Zerstörung des „Graf Goeben“ gleichfalls auf Tabora zurück.

Von Rhodesia aus hatte General Northey, die geringen deutschen Truppen vor sich herdrückend, in nordöstlicher Richtung, auf Iringa zu, vorrücken und sich dort mit den über Dodoma nach Süden vorgehenden Truppen des Generals Smuts vereinigen können.

Um Tabora spielten sich länger denn zehn Tage heftige Kämpfe ab; die von Westen anrückenden belgischen Brigaden wurden ebenso gründlich zurückgeschlagen wie eine von Norden anrückende. Schließlich wurde Tabora jedoch kampfflos von den Verteidigern geräumt, weil man hoffte, die Stadt und ihre darin zurückbleibenden mehr denn 200 weißen Frauen und Kinder auf diese Weise vor den Gewalttätigkeiten der miserabel disziplinierten belgischen Askari noch am ehesten zu bewahren. Man täuschte sich; die belgischen Truppen, Weiße wie Farbige, haben in Tabora schlimm gehaust.

Wenn auch nun durch die Vereinigung des Generals Northey mit den Truppen des Generals Smuts die Trennung zwischen den deutschen Ost- und Westtruppen vollkommen geworden war, gelang es doch der von Tabora in südöstlicher Richtung zurückgehenden und so die Vereinigung mit den Truppen Lettows anstrebenden Westabteilung Wahle, in mehreren kühnen Gefechten den

Durchzug durch die englische Kette zu erzwingen. Sie vereinigte sich im November 1916 mit der Abteilung Kraut, die zum Schutz des reichen Mahenge-Bezirks vom Kommando in diesen entsandt worden war. — So stand Ende 1916 alles, was an deutschen Kräften noch verfügbar, etwa in der Gegend der nördlichen Mahenge-Bezirks-Grenze nahe beieinander.

Das große feindliche Kesseltreiben war also gegen Ende 1916 zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die deutsche Schutztruppe war mit ihrer Hauptmacht im Morogoro-Bezirk, in der Mgetastellung, mit ihren Westtruppen in dem benachbarten Mahengebezirk, zusammengedrückt. Nur mehr der Weg nach Süden lag ihr offen. Sehr ernst wurde von da ab die Verpflegungslage, und das war für Weiterführung des Kampfes jetzt das Entscheidende. Neun Zehntel der Kolonie und damit die verpflegungsreichsten Bezirke waren in Feindeshand, in dem, auch nur noch teilweise, zugänglichen Südosten der Kolonie waren nur einzelne Gebiete, die der Verpflegungsbeschaffung in größerem Umfange nutzbar gemacht werden konnten. Dies waren besonders die Küstengebiete, die Landschaften bei Dar-es-Salam, Mohoro und Kilwa. Hier mußte noch geborgen werden, was sich irgend bergen ließ. Als daher die Engländer, nachdem sie Anfang September das unverteidigte Dar-es-Salam besetzt hatten, von da aus nach Südosten vorrückten, ging Lettow ihnen entgegen und ließ, während er den Feind festhielt, alle Vorräte einsammeln und abtransportieren. In gleicher Weise verfuhr er gegen die von Kilwa aus vorrückenden Engländer.

Auch die Portugiesen waren mittlerweile in den Krieg eingetreten; ihre Versuche, den Grenzfluß Rowuma zu überschreiten, waren allerdings von den deutschen schwachen Grenzpostierungen bisher stets verhindert worden. Da rüsteten sie ein starkes Expeditionskorps aus, das nach Überschreiten des Rowuma den durch wenige Gewehre verteidigten kleinen Grenzposten Kewala nahm. Dieser „große Sieg in Afrika“ wurde von den Portugiesen gebührend gefeiert; sogar eine Straße in Lissabon wurde Kewala-Straße genannt. Aber dieser frisch gepflückte portugiesische Lorbeer war noch nicht getrocknet, als ein Detachement unter Kapitän z. S. Vooff (dem früheren Kommandanten der „Königsberg“) die dreifache feindliche Übermacht angriff und die Portugiesen in wilder Flucht über den Rowuma zurückjagte, wobei eine gewaltige Beute in deutsche Hände fiel. Hierunter befanden sich portugiesische Zeitungen, die im drolligen Gegensatz zu dem vollkommenen portugiesischen Zusammenbruch schrieben: „Jetzt ginge der Krieg erst richtig an; die Südafrikaner seien keine Soldaten, die Portugiesen würden ihnen jetzt zeigen, wie es gemacht werden müsse.“ Infolgedessen hatten die gefangenen Südafrikaner eine gehörige Wut auf die Portugiesen und veräumten keine Gelegenheit, ihren mitgefangenen Bundesgenossen ihre unverhohlene Verachtung kundzutun.

Anfang 1917 begann wieder die englische Offensivtätigkeit an der Mgeta-Front. Auf dem rechten Flügel stand Hauptmann Otto, der mit außerordentlicher

Energie eine Umfassung dieses Flügels abwehrte. Auch verhinderte er das feindliche Vorgehen über den Rufidji-Fluß, indem er Übergangversuche des Feindes unter schweren Verlusten zum Scheitern brachte. Die deutsche Haupttätigkeit war aber während dieser, Januar 1917 beginnenden außerordentlich stark einsetzenden Regenperiode das Einbringen von Verpflegung; denn nur so wurde es überhaupt möglich, den Krieg weiter zu führen. Alle unnützen Esser, Farbige des Troffes, und gegen 1000 Träger wurden entlassen und die Zahl der letzteren aufs geringste beschränkt. So gab es für die Feldtruppe selbst wie für den geringen, als unumgänglich nötig bei ihr verbleibenden Trägerbestand schwere Arbeit, es mußte geerntet, oft von weitem antransportiert und auch wieder angebaut werden. Dabei war die Verpflegung selbst äußerst knapp und bestand für Farbige wie Europäer oft wochenlang nur aus etwa 600 Gramm recht minderwertigen Maismehls pro Tag. Und immer wieder war es bewundernswert, wie die Farbigen in unerschütterlichem Opfermut geduldig und pflichttreu alle Entbehrungen, Hunger und Nässe mit den Weißen durchhielten. Allerdings mußte das Kommando eben aus diesen Verpflegungsjorgen heraus das Gros der Truppe weiter nach Süden verschieben, in die vom Gegner am meisten bedrohten Verpflegungsgebiete von Ribata und Kilwa. Eine dreiste deutsche Patrouille mit einem Gebirgsgeköh drang sogar in das von den Engländern besetzte Kilwa vor und schoß ein im Hafen liegendes englisches Transportschiff in Brand!

Um weitere Verpflegungsmöglichkeiten zu schaffen, ließ Lettow im Januar 1917 zwei Abteilungen, Kraut und Wintgens, durch den feindlichen Einschließungsring nach Westen durchbrechen. Wintgens stieß durch bis zum Nordende des Nyassa-Sees, schlug die ihm entgegengeworfenen englischen Truppen bei Utengule gründlich und rückte dann, immer im Rücken des Feindes, auf Tabora. Hier mußte sich Wintgens, der schwer an Schwarzwasserfieber erkrankt war, allerdings persönlich dem Feinde ergeben; doch die vereinigten Engländer und Belgier täuschten sich gründlich, als sie diese persönliche Gefangennahme des gefürchteten, jetzt todkranken Führers als großen Sieg feierten; die Kolonne zog unter dem Oberleutnant Naumann weiter, überschritt die Zentralbahn, rückte — immer quer durch die rückwärtigen Verbindungen des Feindes — nach Norden zum Meru, überfiel die Station Moschi am Kilimandjaro und rückte dann weiter nach Südosten, bis Naumann — nach einem Marsch von über 2000 km immer quer durch das vom Feinde besetzte Gebiet! — mit dem Rest seiner Truppe: 3 Europäer, 35 Askari, gänzlich ausgehungert und ohne jegliche Munition, südlich Kilossa die Waffen strecken mußte. Es war, wie man in den englischen Berichten nachher lesen konnte, den Engländern besonders peinlich gewesen, daß sie gegen den einen deutschen Leutnant einen ganzen General mit allen dazu gehörigen Truppen hatten ansetzen müssen; es war aber nicht zu ändern, Naumann erfuhr seine Beförderung zum Hauptmann erst nach Schluß seines ruhmreichen Zuges. Diese Unternehmung war den Engländern höchst fatal; General van Deventer, der den

General Hoskins als Oberkommandierenden inzwischen abgelöst hatte, beschäftigte sich in seinen Berichten damals eigentlich ausschließlich mit dem Leutnant Raumann.

Mit dem Ende der großen Regenzeit, dem ostafrikanischen Spätfrühjahr, begann van Deventer die Offensive auf allen Fronten gleichzeitig, diesmal mit dem Hauptangriff von der Küste, von Kilwa und Lindi aus, dort auch persönlich leitend. So hatte er seine beiden Kolonnen durch den Seeweg in fester Verbindung, während die deutsche Truppe jedesmal erst einen schweren mehr denn zehntägigen Fußmarsch zurückzulegen hatte, wenn eine Front der anderen zu Hilfe kommen wollte.

Die Lindi-Kolonne ging zunächst auf das fruchtbare Lukuledital vor. Lettow rückte deshalb sofort dorthin; gerade kam er zurecht, wie ein ganzes indisches Regiment ein aus zwei deutschen Kompagnien bestehendes Lager überfallen hatte; — und nun wurde der Feind furchtbar zugerichtet, das ganze Regiment im Nahkampf tatsächlich aufgerieben. Weitere schwere Kämpfe brachte der September der tapferen kleinen Abteilung Koehl. Diese mußte vor überlegenen Kräften des Feindes, die ihr mit steter Umfassung drohten, zwar zurückgehen, griff den Gegner aber in seinem Vormarsch immer und immer wieder an, so daß er nur ganz langsam und unter schweren Verlusten vorwärts kam. Währenddessen waren vor Kilwa die geringen unter Hauptmann v. Liebermann zurückgelassenen Truppen ebenfalls angegriffen worden, hatten bei Narumgombe — 6 Kompagnien gegen nahezu eine Division! — gefochten und diese gründlich geschlagen. Leider konnte der Sieg nicht ausgenützt werden, weil schließlich jeder der Sieger nur noch ganze 5 Patronen hatte. Der Patronenmangel war so groß gewesen, daß schließlich die Munition von den Zugführern rahmenweise an die Askari ausgegeben worden war; gewiß ein Beweis von Feuerdisziplin, wie sie die beste europäische Truppe nicht zeigen kann. Wegen des Patronenmangels mußte die brave Truppe zurück; der Feind hatte aber so furchtbare Verluste erlitten, daß er eine Zeitlang nicht zu folgen vermochte. — Das Gefecht von Narumgombe (Hauptleute v. Liebermann und Spangenberg) ist eines der ruhmvollsten des ganzen ostafrikanischen Feldzuges: die Leistungen der Truppe in diesem Gefecht, das Aushalten dem weit überlegenen Gegner gegenüber unter schwerstem Patronenmangel, das Abweisen jeder der unaufhörlich heranrollenden Angriffswellen war unvergleichlich. Selbst der feindliche Führer — es waren vom Feind so viel Regimenter angefetzt, wie die Deutschen Kompagnien hatten! — berichtete, daß sein Fußbreit Erde ohne Kampf vom Deutschen aufgegeben sei und daß die vortrefflich geleiteten deutschen Askari Gegner gewesen seien, würdig des Angriffs der besten Truppe. — Auch aus Portugiesisch-Afrika drangen Engländer und Portugiesen zusammen von Süden her in die Kolonie ein. Aus allen Richtungen drängte jetzt der Feind; Lettow war mit seiner Truppe ständig hin und her, bald da, bald dort, um den kleinen Abteilungen, die an ihren Fronten einen weit über-

legenen Gegner aufhalten mußten, zu helfen. Dazwischen mußte noch Berpflegung geschafft werden, und die Munition ging reißend zur Neige. Schon hatten wieder die alten Jägerbüchsen M 71, die Einzellader mit rauchstarkem Pulver, hervorgeholt werden müssen, da für diese allein noch etwas Munition vorhanden war. Das war aber schlimm, denn die an der Rauchentwicklung kenntlichen Stellungen wurden dann regelmäßig vom feindlichen Minenwerferfeuer furchtbar zugerichtet. Der Feind drang jetzt von allen Seiten und mit aller Macht vor, um den Rest der deutschen Truppen zu zerquetschen. Lettow entschloß sich deshalb noch zu einem größeren Schlage, und zwar dazu, die Lindi-Kolonne des Gegners, die der Abteilung des Generals Wahle bei Mahiwa gegenüberstand, zu überraschen und zu schlagen. Schon beim Anmarsch am 16. Oktober hörte er Feuer, das Gefecht war also bereits im Gange. Bis zum 18. Oktober, also drei Tage lang stürmten immer wieder neue Angriffswellen gegen die deutschen Linien an, aber allmählich ließ sich erkennen, daß die Wucht des Gegners nachließ. Am 18. Oktober, am Abend des Tages der Völkerschlacht bei Leipzig, hatte die deutsche Truppe mit etwa 1500 Mann insgesamt 6500 Mann des Gegners vollständig geschlagen; es dürfte dies, nächst Tanga, seine schwerste Niederlage gewesen sein. Die Engländer geben selbst ihre Verluste in der Schlacht bei Mahiwa auf über 2000 Mann an. — Aber ohne Ruhe mußte Lettow sofort umdrehen, — nachdem er diesen Schlag nach rechts geführt, mußte er auch einen nach links führen; trotz der ständigen Eilmärsche und der vortägigen Kämpfe ging er sofort nach Westen, wo der Gegner bei der Mission Lukuledi in seinen Rücken gelangt war. Nach heftigem Gefecht räumte der Gegner die Mission.

Diese beiden Schläge hatten für einige Wochen Luft geschafft, aber der Gewehr- und Patronenmangel erschwerte die Kampfführung immer mehr; jetzt war es bereits so, daß jede Kompagnie nur 40 Gewehre hatte, der Askari verschob also seine 100 Patronen, durfte dann zurückkommen und sein Gewehr einem anderen geben, der nun seinerseits vorging und seine 100 Patronen verschob. Dazu die durch die Rauchentwicklung der alten Gewehre weithin kenntliche Stellung, die jedesmal vom feindlichen Schwerfeuer furchtbar zugedeckt wurde. Aber ohne Murren und mit Todesverachtung ertrugen die herrlichen Askari ihre täglich schwerer werdenden Verluste.

Immer schärfer drückte der Gegner vor, immer enger schloß sich der Kreis um die kleine deutsche Heldentruppe. Mitte November waren die letzten Bestände an rauchloser Munition ausgegeben worden; die Geschütze waren, bis auf wenige, nach Verschießung ihres letzten Schusses gesprengt worden, Berpflegung ging zu Ende, das für die Tropen so wichtige Chinin und das Verbandmaterial reichten nur noch für ganz kurze Zeit. Lettow war auf die Makonde-Hochebene zurückgegangen; dort, so hoffte der Engländer, würde er seine letzte Patrone verschießen und dann kapitulieren; war doch jetzt seine Umklammerung vollendet. Aber sie hatten die unbeugsame Willenskraft des deutschen Führers, den unvergleichlichen

Opfermut der deutschen Truppe noch immer nicht richtig eingeschätzt. — Lettow entschloß sich, das deutsche Gebiet zu verlassen und den Krieg in das portugiesische Gebiet zu tragen. Mehr als die Hälfte der Europäer und Askari war krank, verwundet oder ganz geschwächt; so wurde denn alles, was nicht im höchsten Sinne marschfähig war, zurückgelassen, und eine ausgesuchte Schar von Männern, wohl die kampferprobtesten, die je afrikanischen Boden beschritten: 300 Deutsche, 1600 Askari, 3000 Träger, jeder Askari mit insgesamt 100 Patronen, jeder Mann mit zehntägiger Verpflegung, zog am 18. November 1917 über den Grenzfluß Rowuma und dann rowumaufwärts einer unbekanntem Zukunft entgegen. Nach Eingeborenennachrichten sollte rowumaufwärts bei Ngomano ein Fort sein, das von gegen 2000 Engländern und Portugiesen besetzt wäre; das war das einzige, was man wußte; die Gegend — auf den Karten ein weißer Fleck — war gänzlich unbekannt. Selbst diese letzte schwere Probe auf seine Zuverlässigkeit und Hingabe an seine deutschen Führer bestand der Askari; mit diesen, die in der letzten und höchsten Not kämpften, zog er gern und willig in das Ungewisse, in ein fremdes unbekanntes Land.

Hauptmann Tafel hatte im April 1917 für den zur Lindifront berufenen General Wahle das Kommando über die Truppen im Mahenge-Bezirk, den Rest der Westabteilungen, übernommen. Sie hatten sich tapfer dort gewehrt, hatten im Oktober aber auch zurückgehen müssen und in südöstlicher Richtung Verbindung mit den Abteilungen Lettows vor Lindi-Kilwa zu bekommen versucht. Sie trafen aber dort erst ein, als Lettow, der noch bis zuletzt auf die Abteilung Tafel gewartet hatte, gerade vor wenigen Tagen abgerückt war. Völlig erschöpft, ohne jede Verpflegung, blieb auch Tafel unter dem furchtbaren Zwang des Hungers nichts übrig, als Waffen und Munition im Fluß zu versenken und sich zu ergeben. Nur eine Kampfpatrouille, 20 Europäer und Askari, unter dem schon so oft rühmlich hervorgetretenen Hauptmann Otto wurde mit den letzten Vorräten ausgerüstet und machte sich auf den Weg zu Lettow, den sie im Dezember erreichte.

Die braven 2000 weißen und farbigen Krieger und die ihnen folgenden nicht minder wackeren 3000 Träger waren wohl das kampferprobteste, das je afrikanischen Boden beschritten hatte. Ihre Waffen, Ausrüstung, Munition und Verpflegung waren am Ende; was sie brauchten, mußten sie sich vom Feinde verschaffen, und daß ihnen dies gelingen würde, daran zweifelte, als mit dreimaligem Hurra die deutsch-portugiesische Grenze überschritten wurde, auch der jüngste Askari keinen Augenblick.

Da, wo der Lugenda, vom Süden kommend, sich in den Grenzfluß Rowuma ergießt, lag die Feste Ngomano, gut verschanzt und stark besetzt. Wie stark die Besatzung war, wußte man nicht, aber das wußte jeder: wir haben keine Patronen mehr und müssen die Feste haben! Um 1 Uhr nachmittags wurde gestürmt, um 3 Uhr war die Feste mit allem, was darin war, unser; 300 Portugiesen waren gefallen, 700 gefangen. — „Heut ist der Ehrentag unserer alten

Gewehre!“ riefen die Askari jubelnd aus, als sie aus dem hellen Klang der Geschosse erkannten, daß sie es drüben nur mit Portugiesen zu tun hatten, die sie mit ihren alten, ihnen wohl vertrauten Gewehren M 71 gründlich zudecken konnten; denn, wenn der deutsche Askari sich schon dem englischen weit überlegen fühlte, so hatte er — schon im Frieden — für den portugiesischen Soldaten nur das Gefühl grenzenloser Verachtung; war ihm doch deren koloniale Mißwirtschaft wie militärische Schlassheit wohl bekannt. Jetzt wurde die Truppe wieder mit den modernen Beutegewehren ausgerüstet, und mit festem Vertrauen ging es weiter nach Süden. Da nur geringe Vorräte an Eingeborenen-Verpflegung gefunden waren, mußte der Vormarsch ins Innere in verpflegungsreichere Gebiete beschleunigt werden. Aus all seinen über das ganze Land verstreuten kleinen Befestigungen verschwand der Portugiese so schnell, daß er nur selten noch erreicht werden konnte. Der Schrecken von Ngomano war ihm furchtbar in die Glieder gefahren, und die Askari, selbst die winzigsten Streifabteilungen, hielten sich diesem Feind gegenüber für völlig unüberwindlich; meist ohne Feuervorbereitung stürmten sie mit blanker Waffe die feindlichen Werke, in denen meist reiche Beute, namentlich an Munition und Verpflegung, gefunden wurde. Und auch die Eingeborenen des Landes waren ebenso hoch erfreut über das Kommen der Deutschen, wie über das eilige Verschwinden ihrer portugiesischen Herren und Peiniger. Aus freiem Willen gewährten sie jede Unterstützung und baten nur immer wieder, die Deutschen möchten doch dableiben und die Portugiesen um's Himmelswillen fernhalten. Eine schärfere Beurteilung der englisch-portugiesischen Mißwirtschaft kann es eigentlich gar nicht geben, als das Verhalten der dortigen Eingeborenen gegenüber der deutschen Truppe. Deshalb bekam auch der Feind keinerlei Nachricht durch die Eingeborenen über die Deutschen, über die „Malimau“ (das verstümmelte portugiesische „Alhemmannos“), deren Ruhm durch das ganze Land erklang.

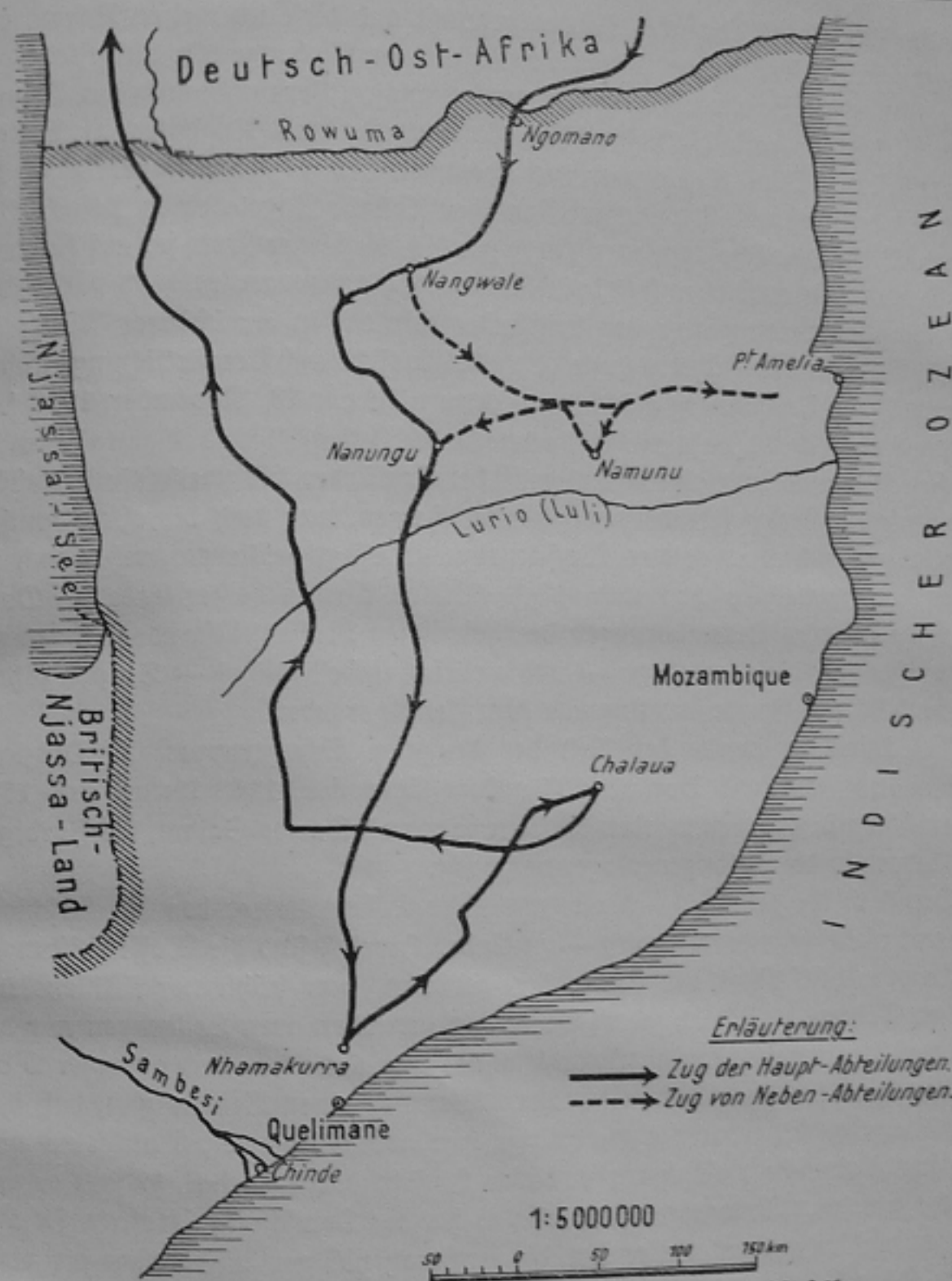
Seit Januar 1918 macht sich wieder unter zielbewußterer englischer Führung die erneut versuchte Einkreisung geltend. Zwar wichen die Portugiesen immer noch den deutschen Vorhuten eiligst aus, aber die Engländer drängten jetzt auf der „Jagd auf Lettow“ heftig nach; immer wieder versuchten sie ihn einzukreisen, er ließ sie eben so oft nahe herankommen, um sie im letzten Augenblick abzuschütteln und ihnen zu entgleiten. Die glänzend im Feuer disziplinierte Truppe ließ den Gegner im Busch dicht aufprallen und empfing ihn dann auf kurze Entfernung mit wohlgezieltem Feuerüberfall, der ihm viel Blut kostete und ihn zum Stocken zwang, ging dann selbst mit geringen Verlusten zurück, nahm neue Stellung, abermals mußte der Gegner neu vorrücken, und das Spiel wiederholte sich. Von Norden, Westen, Südwesten zog der englische Gegner jetzt heran, in der festen Hoffnung, diesmal endgültig die kleine deutsche Schar fangen zu können. Mit eiserner Ruhe ließ Lettow den Feind herankommen; als der Gegner zum letzten Schlage ausholte, entglitt er ihm. In Gewaltmärschen, ohne sich um die portugiesischen Straßen zu kümmern, marschierte er geradeaus nach Süden, so daß die

Verfolger die deutsche Spur verloren und ihre verschiedenen Abteilungen sich häufig nur gegenseitig beschossen.

Zur grenzenlosen Überraschung des Feindes erschien Anfang Juli Lettows Vorhut im äußersten Süden der portugiesischen Kolonie vor Nhamakurra, wenige Meilen von Quelimane entfernt. Bereits am 1. Juli wurde durch die deutsche Vorhut, 3 schwache Kompagnien, der portugiesische Teil des Lagers von Nhamakurra genommen, am 2. der von Engländern gehaltene Teil umstellt, am 3. auch dieser durch die Askari mit der blanken Waffe gestürmt; die ganze Besatzung wurde erledigt, was nicht auf der Stelle liegen blieb, wurde in den Fluß gedrängt und ertrank, 3 portugiesische, 2 englische Bataillone waren restlos vernichtet, Riesenmagazine, die die Hauptbasis für die gesamte Kriegsführung bilden sollten, waren genommen. Nur wenige Tage später wurden noch weitere englische Abteilungen vollkommen aufgerieben. Späsig war es zu sehen, mit welcher Verachtung die gefangenen Engländer auf ihre „Bundesgenossen“, die Portugiesen, blickten, und wie sie jedesmal schadenfroh schmunzelten, wenn diese eine neue Schlappe erlitten.

Nach dem kräftigen und so grenzenlos überraschenden Schlage von Nhamakurra, im entlegensten Winkel der portugiesischen Kolonie, blieben die anderen verfolgenden englischen Abteilungen zunächst halten. „Sie fühlten sich“, so schreibt ein Teilnehmer dieses wunderbaren Kriegszuges, „zu schwach und folgten dem stolzen Hirsch nicht mehr, der zwar mit struppigem Fell und dürrer Leib, aber hart wie Stahl und Eisen durchs Gelände zog. In diesen Tagen schlofen die Leute in Quelimane nachts auf Schiffen, weil sie glaubten, die ostafrikanische Schutztruppe käme.“ Aber Quelimane selbst blieb verschont; der unüberschreitbare Sambesifluß hätte zu leicht Anlaß werden können, daß die Truppe sich festließ und eingekreist wurde. Deshalb zog Lettow, nachdem er in Kreuz- und Quersügen von über 2000 km Länge die portugiesische Kolonie gründlich beunruhigt, einen gewaltigen englischen Kriegsapparat dauernd in Bewegung gesetzt und den Gegner schwer geschädigt hatte, wieder nordwärts, der deutschen Grenze entgegen.

Noch manches Gefecht war zu bestehen, noch manches Mal verstand es die kleine Heldenschar, den ständigen Umzingelungsversuchen des Feindes zu ent-schlüpfen, ehe sie am 28. September 1918 den Grenzfluß Rowuma wieder überschritt, um zum ersten Male wieder auf deutschem Kolonialgebiet zu lagern: 164 Deutsche und etwa  $\frac{2}{3}$  der Farbigen waren der Rest der Truppe, die vor einem Jahre das deutsche Gebiet verlassen hatte. Ohne Unterbrechung ging es nun nach Norden, freudig begrüßt von allen Eingeborenen, die von weither herankamen und freiwillig an Verpflegung brachten, was sie nur anbieten konnten. Zuversichtlich hofften sie auf das Ende des Kampfes und auf die Rückkehr ihrer alten deutschen Herren; traurig sahen sie die deutsche Truppe wieder weiter ziehen. Viele deutsche Askari, verwundet in ihre Heimat entlassen und wieder genesen,



Skizze 20. Zug der Schutztruppe durch Portugiesisch-Ostafrika.

oder aus englischem Gefangenenerlager entwichen, kamen wieder und schlossen sich voll Begeisterung der Truppe zu neuen abenteuerlichen Taten an. Und treu blieben sie bei ihren Führern, selbst als von ihnen die schwerste Probe gefordert wurde: als Lettow seinen Vormarsch nach Norden, in die Kolonie hinein, abbrach und ihr zum zweiten Male den Rücken kehrte. — Der Engländer hatte in der Annahme, Lettow werde den Marsch nach Norden fortsetzen, seine Truppen

mit der Mittellandbahn nach Tabora gebracht und diese im weiten Bogen, vom Tanganjikasee über Tabora bis in die Gegend von Mahenge hin, aufgestellt. In diese Falle ging Lettow nicht, er bog zur sprachlosen Verwunderung des Gegners nach Westen ab und rückte zwischen Tanganjika- und Nyassasee in Britisch-Rhodesia ein. Seine Absicht war, den schwarzen Erdteil zu durchqueren und den Herren Portugiesen in ihrer westafrikanischen Kolonie Angola einen Besuch abzustatten. Die militärische Lage war jetzt so günstig wie bisher kaum je: auf Hunderte von Meilen kein ernstlicher Feind; Munition, Chinin waren reichlich vorhanden, neue Verpflegungsmagazine der Engländer winkten in erreichbarer Nähe; der geniale Gedanke des Führers hatte also alle Aussicht auf Verwirklichung, und er wäre auch zur Ausführung gekommen, wenn nicht am 13. November 1918 früh durch zwei englische Motorfahrer die Nachricht vom Waffenstillstand eingetroffen wäre.

Zuerst glaubte man an eine Kriegslist der Engländer, bis zweifelsfreie Bestätigung eintraf. Stolze Freude bewegte aller Herzen, war doch die ostafrikanische Schutztruppe in dem ungleichen Waffengange unbefiegt geblieben, wehte doch die Flagge schwarz-weiß-rot hoch und unbesleckt über Afrikas heißer Erde. — Dann kamen die näheren Vereinbarungen des heimischen Waffenstillstandes; ihnen zufolge mußte auch diese unbefiegte — und vielleicht unbefieglige! — Truppe zähneknirschend sich auf Gnade und Ungnade dem Feinde ergeben.

Bei Abercorn wurde der Rest der deutschen Schutztruppe: 20 Offiziere, 10 Sanitätsoffiziere und Beamte, 125 andere Europäer, 1168 Askari und 1520 Träger, übergeben. Dann wurden die Europäer nach Dar-es-Salam, die Farbigen nach Tabora in die Gefangenenlager verbracht.

Damit ist der Kampf — der ruhmreichste Kolonialkrieg, den die Geschichte kennt und vielleicht je kennen wird — zu Ende. Herrlich sind die Waffenleistungen der Truppe, hell klingt der Name des genialen, von stählerner Willenskraft beseelten Führers. Möglich jedoch waren diese wunderbaren Leistungen nur dadurch, daß die Eingeborenen der Kolonie ohne Ausnahme treu und aufopfernd bis zuletzt zu ihren deutschen Herren standen. Wenn es einen Beweis gibt, daß ihre Behandlung der Eingeborenen die richtige war, wenn irgendein Volk seine eminente kolonialisatorische Befähigung in dieser Hinsicht dargetan hat, so sind es wir Deutsche gewesen. In wenigen Jahrzehnten hat der Deutsche in Ostafrika Schätze zu heben verstanden, materieller Art, die ihm trotz völliger Absperrung die vierjährige Kriegsführung ermöglichten, und mehr noch ideeller Art, die ihm Anhänglichkeit und Liebe der braven Schwarzen erwarb, die diese ihren weißen Herren in Not und Tod, in Elend und Entbehrung und in unbekannte, fremde Länder mit unbegrenztem Vertrauen folgen ließ.